Anthr.
22 x/

Anthr.
22 x
Dalberg

Betrachtungen
über die
leidende Kraft
des
Menſchen.

Eine philoſophiſche Reliquie
des
Freiherrn
Carl Theodor von Dalberg,
ehemaligen Fürſten Primas und Großherzogs
von Frankfurt.

Neu herausgegeben.

Mannheim,
Schwan und Götziſche Hofbuchhandlung.

1830.

Christ. Kehl

1830.

Betrachtungen
über die
leidende Kraft
des
Menſchen.

Dulde und entbehre!
Epiktet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Dieſe kleine philoſophiſche Perle, welche unter den vielen Schriften des einſt als Menſch und Denker ſich verewigten Fürſten Primas im Zeitſtrome gleichſam untergegangen und vielen Leſern unbekannt geworden iſt, hat man wegen ihres innern wichtigen Gehaltes gerne wieder her- vorſuchen und der Vergeſſenheit entreiſſen mögen, weil ja Betrachtungen über die leidende Kraft des Menſchen eine höchſt anziehende und nützliche Lektüre für alle Menſchen und alle Zeiten darbie- ten; eine Lektüre, die uns täglich erinnern und belehren kann, was wir durch eine von der Gott- heit uns eingeſenkte ſittliche Kraft über jede Art von Leiden vermögen, wenn wir ſolche in uns hervorzurufen und anzuwenden befliſſen ſeyn wollen. Wer iſt wohl, der hienieden nicht leidet? und wer kann ſagen, daß er im Leiden keiner Kraft bedürfe? Das Evangelium gibt zwar für alle, auch unge- bildete Menſchen die beſten Lehren, wie man ſich im Leiden durch die Waffen der Geduld und der unbedingten Gottergebenheit zu ſtärken habe:

die vorliegende Schrift des berühmten Verfaſſers aber hatte zum Zweck, ſeine Anſichten und Erfahrungen über dieſe Leidenskraft den gebildeten Leſern auf eine philoſophiſche Weiſe anſchaulich zu machen, daß ſie auch Leuten aus höhern Ständen genügen könne, die nicht gerne lange Abhandlungen der Art leſen mögen. Man hat demnach gedachte koſtbare Perle neu durchgeſehen, ſie vom Schlamme unzähliger Druckfehler der Mannheimer Ausgabe von 1786, welche, ſeit mehr als 25 Jahren vergriffen, früher überhaupt wenig in das größere auswärtige Publikum kam, — gereinigt, im Texte ſelbſt alle fremdartigen Ausdrücke teutſch gegeben, die Redeſätze hier und da mehr motivirt und verſtändlicher ausgedrückt, und die in den Noten vorgefundenen Citaten zur leichtern Ueberſicht gleich im Texte am gehörigen Orte eingeſchaltet; endlich durch einen beſſern Druck und durch ein gefälliges Aeuſſere den innern Glanz des Ganzen hervorzuheben geſucht. — So mag denn dieſe Reliquie eines großen Denkers ihm ſelbſt zu einem kleinen Ehrendenkmal, und den Leſern zu einem aufmunternden Troſte im Leiden dienen!

Mannheim, im Frühling 1830.

Der Herausgeber.

Betrachtungen
über die
leidende Kraft des Menſchen.

Das Leben des Menſchen hienieden iſt eine ſtets wechſelnde Ebbe und Fluth von Vergnügen und Mißvergnügen; ja Luſt und Schmerz ſind ſeine ſteten Begleiter. Welche Fülle der Seligkeit erwartet ihn bei ſeiner Geburt, wenn er die unbehülflichen Kinderjahre zurückgelegt hat! Die Natur umgibt, nach Gottes Anordnung, den heranwachſenden jungen Erdbürger mit Gegenſtänden, die ihn wechſelweiſe nacheinander anziehen; und ſeine Sinnes- und Geiſtesorgane öffnen ihm den Weg zum mannichfaltigſten Genuſſe. Hier, zum Beiſpiel, bieten ſich ſeinem Auge reitzende Formen, glänzende Farben und Mannichfaltigkeiten aller Art dar; dort ſchleichen ſich ſchmelzend zauberiſche Töne in ſein Ohr; da ſaugt ſein Geruch liebliche Düfte ein, und hier erregt ihm die Berührung eines holden Gegenſtandes neue, angenehme Empfindungen. Nachdem die Zeit des erſten phyſiſchen Lebens vorübergeflattert, und er ſtark genug von ſeinem Da-

ſeyn überzeugt worden iſt, dann fühlt er bald einen beſſern Theil in ſich, ahnet höhere als blos ſinnliche Freuden, und ſehnet ſich nach ſittlichem Vergnügen. Seine Vernunft fängt an die gemachten ſinnlichen Erfahrungen zu benützen; ein bis jetzt unentwickeltes Organ ſeines Weſens, der moraliſche Sinn, oder das Bewußtſeyn ſeines Ichs, das Herz erwacht, und führt ihn in eine Welt reinerer Vergnügungen. Sein Begehrungstrieb wird aber auch zugleich heftiger: er ſucht als ein geſellſchaftliches Weſen die möglichſt innige Vereinigung mit Gegenſtänden, die ihm ähnlich ſind, oder doch zu ſeyn ſcheinen. In trunkener Begeiſterung koſtet er jetzt die Wonne der Liebe, und bald die zwar ſchwächere aber reinere Seligkeit der Freundſchaft; er wird ein theilnehmendes Geſchöpf, und genießet in ſich ſelbſt und in Andern.

Aber nicht blos zur Freude, nicht blos zum Genuß allein iſt der Menſch geboren; er ſollte auch dem Schmerz unterworfen ſeyn, wie die Erfahrung lehrt. Schmerz ſollte ſein ſchärfſter Stachel zur nützlichen Thätigkeit werden. Nackt und hülflos geboren, von Bedürfniſſen umgeben, ein ſchwaches, früh leidendes Geſchöpf, iſt Mangel ſein erſtes Gefühl, Schmerz ſein erſter Ruf. Jeder Tag gibt ihm neue Beweiſe ſeiner Dürftigkeit und Beſchränktheit; denn unzählbar ſind unſere phyſiſchen und moraliſchen Leiden. Aber ſo viel deren auch aus unſerer eigenen Schuld ent=

ſpringen, können wir ſie doch nicht alle vermeiden; ſie dringen durch tauſend Wege auf uns ein, und wir würden ihnen jedesmal unterliegen, hätte der weiſe Schöpfer die Natur nicht mit einem Gegenmittel verſehen; dieſes Gegenmittel iſt die leidende Kraft im Menſchen; eine unſerer weſentlichſten Beſtandtheile, die zwar unſere Natur nicht erweitert noch fortſchreiten macht, aber eine Schutzwehr iſt, damit ſchmerzhafte Eindrücke ſie nicht vollends verengen oder unterdrücken. Darum hatte (bei Diogenes Laertius 8. 2) Empedokles Recht zu ſagen: „Bald iſt es die Liebe, die alle Dinge vereinigt, und bald wieder der Haß, der ſie trennt.“

So ſtark nun auch unſer Verlangen nach allem uns Aehnlichen iſt, ſo heftig iſt zugleich unſer Abſcheu vor jedem Mangel unſerer Natur. Das dunkle Gefühl von Luſt und Unluſt iſt jedem empfindenden Weſen eigen, iſt gleichſam der Vorbote, den die Natur ſendet, ihm den Zuſtand anzukündigen, worein es verſetzt iſt. Jedes Gefühl von Trennung der ſteten Theile unſeres Körpers gibt Schmerz, wenn wir auch gleich nicht deutlich wiſſen, welchen Theil es betrifft; genug, wir fühlen dunkel, daß in unſerm Weſen eine Störung vorgegangen, fürchten den nahen Feind, oder ſuchen ihn zu bekämpfen. Dieſe unangenehme Empfindung betreffe nun den Körper allein, und die Seele nehme als Zuſchauerin blos Theil daran; oder ſie gehe in

unſerem geiſtigen Weſen, durch Anreitzung einer Vorſtellung in Leidenſchaft über, in die des Zorns, Neides ꝛc. und drücke vermöge der nahen Verbindung von Seele und Leib ſich in den äußeren Theilen deſſelben aus: immer leidet das Geſchöpf, wenn (nach Plato im Philebus zu reden) ſeine Natur durch Auflöſung oder Zuſammenpreſſung, Anfüllung oder Ausleerung, Zunahme oder Verminderung zerrüttet oder geſtört wird. Dieſe Störung ſey nun wirklich oder nur ſcheinbar, das heißt, ſie gehe wirklich vor, oder beſtehe nur in dem Bilde einer getäuſchten Vorſtellung, oder ſie liege in der Rückerinnerung eines vergangenen Schmerzes, oder aber auch in der Ahnung eines zukünftigen: immer fühlt die Seele einen Abſcheu, Widerwillen gegen das zerſtörende Weſen, und ſucht es zu entfernen. Selbſt der pathognomiſche (die Krankheit, oder das Leiden bezeichnende) Ausdruck zeigt bei dem Verlangen das Hervordringen, und beim Verabſcheuen das Zurückziehen des Körpers, beſonders desjenigen Theils an, dem die unangenehme Empfindung droht; je heterogener (ungleichartiger) der Gegenſtand iſt, deſto mehr äuſſert ſich der Widerwille oder das Widerſtreben,

Wenn unangenehme, widerliche Gerüchte ſich uns nahen und unſern Kreis vergiften, ſo rümpft ſich die Naſe in die Höhe, und die untere Lippe zieht ſich nieder, je nachdem der Sinn des Geruchs, des Geſchmacks am meiſten angeregt wird. Die Weg=

wendung des Haupts — oder wenn die peſtilenzialiſchen Ausdünſtungen zu ſtark ſind — die Zurückbeugung des ganzen obern Körpers, ſo wie die endliche Flucht, zeigen zur Genüge den Abſcheu vor dieſen Zerſtörern unſeres Wohls an. Das Ohr wendet ſich vor dem zu ſehr brauſenden, Schmerz erregenden Schall weg; das Auge ſchließet ſich bei Erblickung ſchmerzhafter, oder gar Grauſen verurſachender Gegenſtände; eben ſo bei zu ſtark andringendem Glanze; das Gefühl zieht ſich plötzlich zurück, wenn irgend eine gewaltſame, heftige Berührung ihm Schmerz beibringt; ja die Synergie (die Zuſammenwirkung) unſerer Kräfte iſt ſo mächtig, daß meiſtens unſer ganzes Nervenſyſtem leidet, wenn auch nur einem Theil des Körpers etwas widriges widerfährt. Zwar iſt dieſe Synergie bei den annähernden Begierden, wo unſer ganzes Weſen mit einem Male nach Vereinigung ſtrebt, ſtärker als bei den zurückſtrebenden: doch äußert ſie ſich auch hier; und wenn der leidende Theil ſich zurückzieht, ſo macht das Erſtaunen, beſonders der Trieb den Gegenſtand unſeres Schmerzes zu ermeſſen und zu erkennen, noch in der Flucht unſern furchtſamen Blick nach dem Orte hinwenden, woher die Gefahr kommt.

Aus dem Gefühl unſerer Schwäche und des ſtärkern Feindes entſteht Furcht, deren Symtome oder Anzeichen, Todesbläſſe, Zittern, Erſtarren und Zurückſtreben des Blutes nach dem Herzen ſind.

Iſt der drohende Gegenſtand ſehr nah, und hat er uns ſchnell überraſcht, ſo entſteht Schrecken, der eine höhere Furcht iſt; und dieſer äußert ſich auch oft als eine zuſammengeſetzte Empfindung von Furcht, Staunen und Zorn; die Furcht nämlich als das Gefühl unſerer Schwäche, das Erſtaunen über das Schreckbare des Gegenſtandes, und der Zorn als Verachtung des Gegenſtandes und als Trieb ihn zu zerſtören. Daher das plötzlich heftige Zurückbeben, das ſtier umher blickende Auge, die zum Angriff gewaffneten Glieder, um das Gefahr drohende oder Zerſtörende zu entfernen und wo möglich ſich an ihm zu rächen. Denn aus dieſer Leidenſchaft, aus dieſem Umtriebe entſteht ein Heer anderer bösartiger Neigungen, als Rache, Verachtung, Neid, Schadenfreude, Wuth und Raſerei, deren äußere Kennzeichen ſchon das Gepräge ihrer Abſcheulichkeit an ſich tragen, und den Menſchen zum Thier entſtellen. So ſagt Ariſtoteles (im 2. B. 2. C. von der Redekunſt) daß in ſolcher leidenſchaftlicher Stimmung "Zorn, Traurigkeit und Rache faſt gleichzeitige Erſcheinungen ſeyen; und Seneca ſagt vom Zorn noch beſonders: "die Augen ſprühen und funkeln, das ganze Geſicht wird von dem inwendig kochenden Blute glühend roth, die Lippen beben, die Zähne klirren, die Haare ſträuben ſich ſtarr empor, der Athem iſt zuſammengepreßt und pfeifend, der Ton der ausgeſtoßenen Worte wird ein ſich ſelbſt verwirrendes Geächze, ein Brüllen, und

daraus eine unzuſammenhängende Rede, wobei ein Händeklatſchen, ein Stampfen mit den Füßen, ein Schütteln des ganzen Leibes hervorbricht; während zugleich die drohendſten Mienen das Geſicht häßlich entſtellen und aufſchwellen machen, ſo daß man nicht weiß, welches Laſter mehr verabſcheuens-würdig oder gräßlich ſey.“ —

Mit dem ſittlichen Ausdrucke verhält es ſich wie mit dem phyſiſchen; denn die körperliche Aeußerung des innern Seelenzuſtandes iſt dieſelbe, als ob es den Körper ſelbſt beträfe. Man bemerke nur, ob wir bei lebhafter Vorſtellung ſchändlicher Handlungen oder unangenehmer Ideen nicht auch die pathognomiſchen (die Leidenſchaft andeutenden) Zeichen des Eckels, der Verachtung, der Furcht, des Staunens, des Zorns äußern? ob wir nicht die Naſe rümpfen, ausſpucken, die Augen ſtarr öffnen ꝛc.? Solch eine nahe Verwandtſchaft, eine ſo enge und innige Verbindung herrſcht zwiſchen Seele und Körper, daß in der Erſten keine heftige Begierde entſteht, die nicht ihr ſichtbares Merkmal oder Unterſcheidungszeichen (Criterion) am Andern hätte, entweder, wie Sokrates in des Hemſterhuis Simon ſagt: durch Modifikation dieſer Theile, wie bei der Traurigkeit, Niedergeſchlagenheit, Hoffnung; oder dadurch, daß ſie dieſe Veränderung hervorbringt, damit eine äußere Wirkung daraus entſtehe — wie beim Zorn, bei der Furcht, oder beim Verlangen. Gedachter Hemſterhuis führt

noch im Brief über das Verlangen, oder heftige Begehren, den ſonderbaren Zuſammenhang zwiſchen unſern Ideen und den Theilen des Unterleibes an; und es hatte ſchon Plato vor ihm den Sitz des ſinnlichen Begehrens in dieſe untern Theile geſetzt; ja es äußert ſich nach Ariſtoteles Beſtätigung auch die Furcht an denſelben, und bringt gerade oft die entgegengeſetzte Wirkung hervor, die ſonſt das Begehren erregt. Des Hemſterhuis eigene Worte hierüber (in ſeinen Problemen, Abſchn. 27) ſind dieſe: „Warum zittern bei furchſamen Menſchen vorzüglich die Stimme, die Hände und die obere Lippe? etwa die Stimme darum, weil ihr an dem Orte die Wärme mangelt, wohin ſie verſetzt ward? oder aber die Lippe und die Hände darum, weil dieſe Theile edler, und keineswegs blutgierig ſind? Bei dieſen Furchtſamen ziehet ſich auch die Galle mit den Geſchlechtstheilen zuſammen, weil die hinabſteigende natürliche Wärme ſie zerſtreuet und auflöſet; dieſe Leuten halten an ſich, weil ihnen dir Furcht von außen nach innen kam, damit ſie die Flucht nach der entgegengeſetzten Seite ergreifen.“ —

Leiden überhaupt entſteht aus dem lebhaften Gefühl einer Unvollkommenheit, eines weſentlichen Mangels unſerer Natur: aber es erhält erſt alsdann den Namen der Leidenſchaft, wenn ſeine äußern Merkmale den Schmerz und die innere Seelenunruhe anzeigen; wenn das leidende Weſen unter dem Drucke zu erliegen droht, und wenn es

— wie der unglückliche Vater und Prieſter Laocoon (in Virgils Aeneide 2. B.), als ihn die Schlange umwindet — verzweifelnd nach Rettung ſchreit;

„Abzureißen ſtrebt er die Ringe mit thätigen Händen,
Als die Binde des Haupts bereits mit blutigem Eiter
Und dem ſchwärzeſten Gift' des Thieres gänzlich befleckt
war;
Da erhub ein ſchrecklich Geſchrei er bis zu den Sternen.“

Oft aber macht der Gegenſtand, der den Schmerz zufügt, oder auch eine beſondere Stimmung unſerer Seele, daß — obgleich leidend — wir den Schmerz verbeiſſen, und keine äußeren Merkmale deſſelben geben; doch wühlt er nichts deſtoweniger im Innern fort, und man leidet nun mehr dabei, als beim wirklichen Ausbruche der Leidenſchaft ſelbſt. So zum Beiſpiel, verbirgt ſich die Furcht hinter ein gezwungenes Lächeln; ſo wird die Unluſt über empfangene Beleidigungen, wenn ſolche von Perſonen herrühren, gegen die wir keinen Zorn äußern wollen oder können, bloße Aergerniß, und verbeißt ihre Wuth. Wenn aber das Gefühl unſeres Leidens nicht thätig iſt, das heißt, wenn wir den Schmerz erregenden Gegenſtand nicht zu entfernen ſuchen — welches entweder nach einem ſchon da geweſenen, nicht mehr zu beſſernden Uebel, oder aus dem Bewußtſeyn unſerer Schwäche, oder aus Mangel an innerer Kraft herrührt — ſo erſchlafft unſer Weſen, und ſeine ganze Kraft geht verloren; es iſt nun in ſich gekehrt, und denkt nur

an ſeinen hülfloſen Zuſtand. Auf dieſe Weiſe entſteht Traurigkeit, Schwermuth, ſtumme Betäubung, Fühlloſigkeit; das Leben ſchwindet, die Muskeln verlieren ihre Spannkraft, die Bewegung iſt ſchwerfällig, man fliehet Geſellſchaft, Troſt, Aufmunterung, und ſucht die Einſamkeit.

Anders iſt das thätige, unruhige Leiden: hier zeigt alles den Kampf des Körpers und der Seele an; jede Muskel iſt in Bewegung, und jede äußert ſich verſchieden nach den Abſtufungen des Schmerzes — vom erſten Zeichen des Widerwillens und Abſcheues an, bis zum höchſten Grad der Verzweiflung, wo ſich der Menſch zur Erde wirft, am Boden herumwälzt, das Haar zerrauft, Buſen und Hände zerfleiſcht. Hier alſo wächſt das Beſtreben, den Feind unſerer Ruhe zu entfernen; wie hingegen bei der Schwermuth und Betäubung das Beſtreben ſich kund thut, ſich immer mehr in ſich zurück zu ziehen. Schmerz und Leiden iſt demnach eine Unvollkommenheit unſerer Natur, ein Mangel an Vollſtändigkeit unſeres Weſens, ein Hinderniß unſerer Vervollkommnungsanlage (Perfectibilität); wir müſſen alſo dieſe Hinderniſſe zu entfernen, und die Summe unſerer angenehmen Empfindungen möglichſt, und auf rechtliche, das heißt, vernünftige Weiſe zu vergrößern ſuchen; darum ward eine beſondere Thätigkeit in uns gelegt, die nichts anderes iſt, als das Streben nach Luſt, das heißt nach geiſti-

gem und körperlichen Wohlſeyn; dann das Bemühen zur Entfernung des Schmerzes. Jenes andere Gefühl aber von Schmermuth und unthätiger Ergebung (Reſignation), das uns Verluſt und Schmerz tragen läßt, welches wir doch abändern könnten, iſt Schwäche, iſt Mangel an Wirkſamkeit, iſt Trägheit, (eine Inertie, wie in unbeſeelten, lebloſen Dingen). Seltſam genug iſt ſolche Erſcheinung, woher wohl der große Hang der Menſchen zur Trägheit, überhaupt genommen, herrühren mag? warum es im Ganzen mehr unthatige (ſich paſſiv, leidend verhaltende), als thätige (activ, wirkſame) Menſchen gibt?

Ein Blick in die Geſchichte des Menſchen wird dieſes beſtätigen. Wir ſehen darin, daß der rohe Wilde, der dem einfachen Naturmenſchen am nächſten kommt, ſich um nichts anderes bewegt, oder bekümmert, als ſeine dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen. Ruhe, das heißt ein Nichtsthun, eine Läßigkeit, iſt ſein höchſtes Gut. Sobald er, wie das Thier für ſich und die Seinigen hinreichende Nahrung gefunden, oder erbeutet hat, kehrt er eilig in ſeine Hütte zurück, und pflegt der ihm behaglichen Muße, unbekümmert, was um ihn her vorgeht. In großer Unthätigkeit leben die Menſchen der heißen Zonen (Erdſtriche), und eben ſo jene, welche die allzuſtrenge Kälte zwingt, ein halbes Jahr hindurch gleich Faulthieren

zu überwintern, nämlich gedanken- und geſchäftlos die Zeit hinzubringen. Man kann daher füglich rechnen, daß die große Hälfte des Menſchengeſchlechts, aus Schuld des Klima's oder der Unkultur, ihr Leben verſchläft, verträumt oder vertändelt. Es iſt auch eine alte, aus der Erfahrung geſchöpfte Bemerkung, daß nur unter dem gemäſſigten Himmelsſtrich, wo der Körper weder durch zu große Hitze erſchlafft, noch durch übermäßige Kälte am Wachsthume und an Wirkſamkeit gehindert wird, der Menſch zur vollen Reiſe gedeihe. Alſo bei uns, ſollte man denken, wäre der Sitz der Kraft und Thätigkeit? aber auch hier, wie viele paſſive Menſchen gibt es gegen einen wirkenden! wie viele leidende Beimiſchung ſelbſt unter den thätigſten! welche Seligkeit iſt es um das ſüße Nichtsthun! wie die Italiener ſagen. Wer von den wirkſamſten Geiſtern überläßt ſich nicht zuweilen unwillkührlich dieſem Hange zur Ruhe, und geht nicht mit einer Art von Widerwillen, von Abneigung oder Zwange zur Arbeit? Der Menſch ſcheint ſich nur zu bewegen, um Ruhe zu gewinnen; jeder ſehnt ſich endlich nach einem friedlichen Platze, wo er ſich ungeſtört anbauen, der Ruhe überlaſſen, und ausraſten könne. Ruhe iſt alſo der Zielpunkt, um den ſich alles dreht, von dem alles ausgeht, zu dem alles hinzieht, wie die Strahlen eines Zirkels zu deſſen Mittelpunkte. Friede und Ruhe im kühlen Grabe (darum Fried-

hof genannt) iſt die Hoffnung jedes vom Elende gebeugten Erdenwallers, weil wenigſtens ſeine Gebeine darin vor Plage geſichert ſind; ruhige Anſchauung, und bei den Indiern ſtarres, apathiſches, leidenſchaftloſes Hinblicken, iſt das Paradies vieler Völker; kurz, überall gewahren wir einen unwillkührlichen Zug aller Geſchöpfe nach Ruhe.

Plato ſagt: die Liebe ſey von der Dürftigkeit, und der Ueberfluß in den Gärten des Jupiters geboren. Dieſer bildliche Ausſpruch hat einen Sinn, als ob der Ueberfluß, das heißt die erwünſchte Güterfülle des Lebens, nur im Gebiete, im Schooße der Gottheit als Belohnung zu finden ſey: die Liebe aber hienieden nur aus dem Bedürfniß wechſelſeitiger Menſchenhülfe entſproſſen wäre? Und in der That, nur die Dürftigkeit unſerer Natur ſtachelt uns, uns in andern Dingen das zu verſchaffen, was uns ſelber mangelt. Blos durch Mangel werden wir thätig; nur Bedürfniß bringt oder treibt uns zur Arbeit. Oft iſt aber die Trägheit ſo unüberwindlich, daß wir lieber Mangel leiden, als uns bewegen. Es iſt unglaublich, wie weit dieſe natürliche Trägheit mancher Menſchen geht; man ſollte glauben, ſie lebten nur um zu vegetiren (ein unmerkliches Pflanzenleben zu führen), oder um zu ſchlafen; kaum daß ſie ſich die nöthige Bewegung geben, um nicht Hungers zu ſterben. Die dringendſten Geſchäfte

müſſen dem Müſſiggange weichen; Kinder werden nur mit Mühe zur Arbeit gewöhnt; ja dieſer Zwang findet nicht blos bei einzelnen Menſchen ſtatt, ſondern ganze Nationen ſind mit ſolcher Schlafſucht (Lethargie) behaftet. Faulheit iſt die allgemeinſte, unheilbarſte Krankheit; nichts bringt gemeine Klaſſen oft zur Thätigkeit, als das zwingende Muß; und nichts feſſelt die Wilden an ihren gewohnten Zuſtand, als die Ruhe; denken und arbeiten halten ſie für ſchimpfliche Verdienſte. Nur durch die Furcht und Gewalt werden ſie von den Europäern zu einem thätigen Leben gebracht; ſie ergreifen ſolches mit Widerwillen, und ſehnen ſich bald wieder, unſere Beſchäftigungen, Kenntniſſe und geſellſchaftlichen Einrichtungen, die ſie für Eigenſchaften eines Sklavenzuſtandes anſehen, mit ihrem ſorgloſen Leben zu vertauſchen. Laßt uns aber darum nicht ſchließen: Thätigkeit ſey dem Menſchen nicht angeboren, ſey ihm unnatürlich, und er ſey blos in dieſe Welt geſetzt, um gleich dem gedankenloſen Viehe zu graſen, ſich zu begatten und zu ſterben; noch laſſet uns mit dem oft übelgelaunten, ſonſt gutherzigen Jean Jacques Rouſſeau, der verfeinerten Geſellſchaft fluchen, weil der Menſch in ſolcher Geſellſchaft verderbt würde; nein! wir wollen gerechter urtheilen und geſtehen, daß die verfeinerte Geſellſchaft uns für ihre Ausartungen und Uebel auch wieder durch ſo viele andere weſentliche Vortheile

genugſam enſchädigt, ſo daß es ungerecht wäre ſie nicht anerkennen zu wollen.

Betrachten wir aber freilich den Druck, den dieſe verfeinerte Geſellſchaft dem Menſchen aufbürdet, und ſehen wir ſeine Bereitwilligkeit, ſolchen zu tragen, ſo finden wir einen neuen Beweis ſeiner ihm anklebenden Trägheit; denn ohne ſie wäre es unbegreiflich, wie er Feſſel, die er ſich ſelbſt geſchmiedet, ruhig tragen, und nicht zerbrechen mag, wenn ſie ihm zu ſchwer werden? warum für einen Brutus es Tauſende gibt, die das Joch eines Tyrannen dulden? warum Republiken unter den verderblichſten Einflüßen einzelner Machthaber (Oligarchen) ſeufzen, und als Freiſtaaten gelten wollen? warum geheiligte Mißbräuche und Pfaffenreligion ganze Nationen (wie zum Beiſpiel in Indien und anderwärts) gröblich bethören? warum der Menſch endlich nicht jede Form zerbricht, die ſeinen innern Werth ſchändet? Sollte man nicht denken, er habe nur Kraft erhalten, um Schmerz zu tragen, oder er ſey nur zum Geherchen und Jochziehen geboren?! Wenigſtens haben paradoxe Schriftſteller (Sonderlinge), auch wohl gemiethete Fürſtenknechte hieraus Scheingründe zur Vertheidigung des Rechts des Stärkern hergenommen, und ſolches Recht als das einzig gegründete in der Natur aufgeſtellt, weil ſie es überall ausgeübt fanden. Ich habe aber ſchon gezeigt, wie ſtark das Gefühl der Trägheit, oder

die Vorliebe zur Ruhe auf die Menſchen wirke: laſſet uns alſo jetzt erforſchen, wie dieſe Einwirkung ſich mit dem Grundtriebe des Vervollkommnungsvermögens (Perfectibilität) vereine? wie es komme, daß der Menſch, der ſogar außer ſich wirkt, und auch dazu beſtimmt iſt, dennoch einen entgegengeſetzten, oft ſtärkern Trieb nach innen zur Ruhe fühlt?

Ich glaube die Urſache iu folgenden Sätzen zu finden: 1) Schmerz wirkt heftiger und allgemeiner als Freude, weil ſeine Zugänge leichter und mannigfaltiger ſind; ja Freude artet ſogar in Schmerz aus, wenn ſie zu heftig iſt, daher mußte auch das Gegenmittel (der Hang zur Ruhe) verhältnißmäßig ſtark und allgemein ſeyn. Was wäre aus dem Menſchen geworden, wenn er — ſchwimmend in einem Ozean von Kummer und Gefahren — keine Kraft zur Rettung erhalten hätte? Betrachten wir unſer Leben von der Wiege an bis zur Wanderung ins Grab, wie viele Scenen der Angſt, des Jammers, gegen einen frohen Augenblick! und dieſer Augenblick, wie theuer wird er nicht oft durch tauſend Thränen der Reue erkauft! oder wie wird er durch den Eckel der Sättigung, die ſo oft der Freude folgt, entſtellt? 2) In dieſem Auf- und Abſteigen ſolcher ſteten Schwankung (Oscillation) von Schmerz und Luſt, mußte die Seele nothwendig gleich einer tönenden Saite bald elaſtiſch (ſchnellausdehnend) ſeyn, um die Schwingung

an alle ihr ähnliche Saiten zu bringen (ſie alle vibriren zu machen), bald geſpannt und widerſtrebend, wenn eine drückende Laſt ſie niederbeugte. 3) Beide Kräfte aber von Schnellkraft und Widerſtrebung ſind ſo gemiſcht, daß keine leicht ohne die andere beſtehen kann. Wo nämlich keine Repulſion (keine Zurückſtoſſung) iſt, da iſt auch keine Attraction (Anziehung); beide wirken alſo wunderſam in einander, und bieten ſich gleichſam ſchweſterlich die Hände, uns im Leben zu leiten. Dies iſt, wie Hemſterhuis in ſeinen Briefen über die Begierden, und Herder in den Anmerkungen darüber, ſagen: jenes unaufhörliche Geben und Nehmen, jenes Wirken und Rückwirken, ſo man den wahren Pulsſchlag der Natur nennen kann.

Gleichwohl können (nach der mannigfaltig gemiſchten Organiſation unſerer Weſen) beide Kräfte nicht im gleichen Maaße vertheilt ſeyn. So zum Beiſpiel hat Dieſer viele Reitzbarkeit und Schnellkraft, aber wenig Duldſamkeit; Jener hat das Vermögen heftige Schmerzen zu ertragen, aber wenig Kraft außer ſich zu wirken. Schwache Leute von geringer Thätigkeit haben oft am meiſten Vermögen Leiden und Laſten zu tragen. Es gibt Menſchen, welche die heftigſten Schmerzen dulden, und ſonſt furchtſam ſind; hingegen wieder feſte und kühne Männer, die vor kleinen Schmerzen zittern. Kühne, emporſtrebende Geiſter, Seelen voll Kraft, ſchaffen ſich nicht ſelten ein Heer wahrer oder ein-

gebildeter Leiden um ſich her, die an ihrem Innern, wie des Prometheus Geier, nagen, aber auch der Stachel zu ihrer Thätigkeit werden! Ihr Verſtand dringt in tauſend Verhältniſſe ein, die der ruhige, unthätige Mann nicht bemerkt; ihr Herz wird durch Alles gereitzt, umfaßt eine Welt voll Wirkſamkeit, gibt mit Fülle und Uebermaaß, fodert aber im gleichen Verhältniß, und oft mehr als andere dürftige Menſchen ihnen geben können. Der Mittelweg (nach Horaz, die goldene Mittelſtraße) iſt ihnen unbekannt, ihre Einbildung malt ihnen nur die äußerſten Ende der Dinge, Engel oder Teufel: ſo iſt auch ihr Leben die Erſcheinung des Ungewöhnlichen; wie wollten ſie den Alltagspfad gemeiner Seelen gehen? wohin ſie wandeln, brechen ſie Bahn; was ſie beleuchten, erwärmen ſie; ſie ſind in der Freundſchaft Enthuſiaſten, als Bürger Patrioten, in den Wiſſenſchaften ſtrahlende Sonnen, wie die Bakos, Newtone, Leibnitze! Glücklich, wenn ihre heiße Flammen, ſtatt zu wärmen, nicht alles verſengen; wenn ihr gränzenloſes Emporſtreben ſie nicht zu einem Alexander, Dſchengiskan, Karl XII. bildet: denn ſo wohlthätig ihr Genius auf Erden zu wirken vermag, ſo verderblich wird er, wenn er — ausartet! Ja, nur die Ausartung macht kräftige Menſchen zu Tyrannen; und ein Nero ward daher in ſpätern Jahren ein eben ſo großes Ungeheuer, als er früher unter Seneca's und Burrhus Leitung ein

trefflicher Fürſt zu werden ſchien. Schrecklich ſind dann die Anzeichen und Ausbrüche ihrer Leidenſchaften, ihre Feindſchaft bringt Tod, ihr Ehrgeitz Verderben, ihr Neid Verfolgung, ihr Argwohn Unglück, und ihr Haß bleibt unvertilgbar, ſelbſt ihre Schwermuth wandelt ſich in allgemeinen Menſchenhaß um!

Aber eben dieſe Reitzbarkeit, dieſer Stachel gegen jeden Schmerz, gegen jede Beleidigung treibt ſie vorwärts, und erhebt ihre Thaten über das gewöhnliche Maaß. Hohes Emporſtreben zu edlen Zwecken war das Wirken aller großen Geſetzgeber und Religionsſtifter des Alterthums, welche die Vorſehung gleichſam als Leuchtthürme in den Finſterniſſen der übrigen Zeitgenoſſen hervortreten ließ. So ſteht es auch keinem gemeinen Geiſte zu, über manche auſſerordentliche Seelen gleich abzuſprechen, oder über die Thaten beider Catone, beider Brutuſſe, ſelbſt über die eines Sickingen zu richten. Auch du Cardanus, durch deine ſeltſamen Träumereien berühmt, und du oft mißkannter Rouſſeau, ihr konntet wohl mit Recht ſagen, ihr wäret von anderem Stoffe als gewöhnliche Menſchen; mußtet alſo nach einem andern Maaßſtabe beurtheilt werden! Allerdings ſeyd ihr ungewöhnliche, aber nicht als ſichere Wegweiſer für Andere erſchienene Menſchen! Niemand unter den Selbſtdenkern mochte vielleicht ſeiner Zeit tiefer die Leiden der Menſchheit empfunden haben,

als eben jener Rouſſeau. Sein Geiſt ward durch ſo manche ſittliche, religiöſe und ſtaatsbürgerliche Mißbräuche aus dem Schlummer geweckt; er ſagte dann ſtark, was er eben ſo tief fühlte. Erfahrung zeigt, daß ſtark ausgedrückte Wahrheit beleidigt; man verfolgte, höhnte ihn, und dies vermehrte ſeinen Menſchenhaß; er verband mit einer lebendigen Reitzbarkeit ein ſtolzes Selbſtgefühl, und dieſer innere Drang gab ſeinen Schriften jene unwiderſtehliche Kraft und Gluth, die wenige Schriftſteller in dem Maaße erreicht haben.

Das Leben des raſchen feurigen Mannes iſt ein immerwährendes Streben und Wirken; ſtets ſucht er ſeinen Kreis zu erweitern, und bildet eine Welt um ſich her, die er belebt. Der thätige Gute (er iſt das Gegentheil des wirkſamen Böſen) hat nie des Guten genug, glaubt immer noch mehr thun zu müſſen; er ergreift jede Gelegenheit ſich zu erweitern, in Andern zu leben, Andern zu nützen, mit Vergnügen. Aber wie ſträubt er ſich gegen alles, was ſeinen Wirkungskreis verengen will! wie ſucht er über alle Hinderniſſe zu ſiegen! Dieſe hohe Feſtigkeit liegt in ſeiner edlen Natur; ja ſie iſt das edelſte Merkmal eines Wahrheit liebenden Weſens; welches Weſen ſelbſt dann nicht zagt, wenn alle Erdenplagen, Schmach, Kerker, Hunger und Tod ſeiner warten. Zum Troſte der Menſchheit hat die Geſchichte manche Sterne dieſer Art aufzuweiſen. Hingegen aber läßt

der träge Selbſtſüchtige alles aus einem andern Antriebe über ſich ergehen, er leidet lieber, als daß er ſich bewege; er trotzt und ſträubt ſich nicht, ſondern zieht ſich immer ins Enge zuſammen, und beugt ſeinen Nacken unter die Laſt, die er nicht abwälzen kann. Es gibt daher eine ſo ſchändliche, jammervolle Art Leiden zu tragen, die nur durch den höchſten Grad von Feigheit, oder den gänzlichen Mangel aller activen Kraft entſtehen kann. Die meiſten Völkerſchaften Amerika's, wohin die Kultur nicht gedrungen, und auch ein großer Theil Afrika's, zumal der Negern, ſind von dieſer Art. Von den erſten hat Pauw die Urſachen hinlänglich entwickelt; letztere verdienten von einem erfahrnen Phyſiologen eine noch nähere Unterſuchung; ob man gleich in Zimmermann's geographiſcher Geſchichte des Menſchen feine Bemerkungen hierüber findet. Ein ſeltſames Beiſpiel dieſer Art geſchah vor einigen Jahren in Teutſchland. Ein Herr hatte einen Mohren von 14 bis 15 Jahren; ein gutes, ſanftes Kind. Dieſer wurde wegen irgend eines Vergehens mißhandelt, da ſagte der Knabe: er wolle ſich rächen; ging einige Tage trübſinnig herum, und ſtürzte ſich dann in den Fluß.

Es iſt gewiß, alle Völker der heißen Zone haben eine ſolche Kraft, Leiden zu ertragen, davon wir uns kaum eine Vorſtellung machen. Die größte Duldſamkeit eines Europäers iſt nichts gegen die, womit ein Indianer die heftigſten Schmer-

zen erträgt. Theils ſind ſie durch die Schlaffheit, Abſpannung und Weichheit ihres Körperbaues mehr zum Leiden organiſirt (daher ihre Duldſamkeit keine freie moraliſche Kraft iſt); theils gibt ihnen ihr Klima mehrere Gefahren zu bekämpfen: alſo Himmelsſtrich, Sitten, Geſetze, Religion, Gewohnheit üben und ſtärken dieſe Kraft mehr, denn bei uns. Wir werden bald ſehen, welche Gewalt dieſe Triebfedern (Reſſorts) auf die leidende Kraft haben. Vorher muß aber noch eine Frage erörtert werden, die zu wichtig iſt, als daß man ſie übergehen dürfte; ich meine dieſe: Warum das weibliche Geſchlecht oft mehr Duldſamkeit als das männliche äußert? So unwahrſcheinlich dieſer Satz dem erſten Anſcheine nach, oder dem männlichen Stolze dünken möchte, ſo wahr iſt er doch in der Natur gegründet.

Man nehme in Acht, mit welcher Geduld und Stärke eine Frau die Schmerzen der heftigſten Krankheit erträgt; wie vielen Leiden, mit denen die Männer gar nicht, oder ſchwächer behaftet ſind, ſie unterworfen iſt. Welche Heldinnen des Leidens und Ausharrens unter den Römern und allen alten Völkern liefert nicht die Geſchichte? Arria mahnt ihren Gatten, ſich eher zu tödten, als Schmach von dem elenden Tyranne Claudius zu dulden; und da ſie ihn unentſchloſſen ſieht, ſtößt ſie ſich ſelbſt den Dolch in die Bruſt,

und reicht ihm ſolchen dar, mit dem Ausrufe: Pätus, er ſchmerzt nicht! — Auch war Porcia, die Tochter eines Cato, werth des entſchloſſenen Brutus Gattin zu ſeyn, indem ſie nach Empfang der Aſche ihres durch Selbſtmord gefallenen Mannes glühende Kohlen verſchlang, um nicht länger zu leben! — In Indien iſt's ſeit Jahrtauſenden durch eine barbariſche Landesſitte (die jetzt endlich aufhören dürfte) hergebracht, und durch eine grauſame Religion zur heiligen Pflicht geworden, daß die Wittwen auf dem Grabe ihrer Männer verbrannt werden; dennoch bezeugen alle Reiſebeſchreiber, daß ſie mit dem unerſchrokkenſten Gemüthe dem Tode entgegen gehen. Ueberhaupt beſchämt weibliche Duldſamkeit nicht ſelten die aufbrauſende Hitze der Männer. Wenn das Weib ihres Kindes, oder ihres kranken Gatten wartet, welche zärtliche Theilnahme beweiſet ſie da! welche Beſorgniß legt ſie an Tag! wie vergißt ſie ſich ſelbſt, und ſcheuet keine Gefahr! ja, wie erduldet ſie oft alle Leiden aus Beſorgniß für die eines Andern! Wenn den Mann Unglück beugt, wenn Kummer ihm an der Seele nagt, iſt es nicht — wo nicht immer, doch ſehr oft — das Weib, die mit ihrem ſanften, liebenden Weſen ihm Troſt einflößt? Wie ſchlingt ſie ſich um ihn, wie drückt ſie ihn an ſich, um ihn aufzurichten! Darum mußte ihr die Natur an Liebreitz, Geſchmeidigkeit und zarter Empfindung das geben,

was ihr an körperlicher oder geiſtiger Stärke mangelte; darum wird ſie die treue Gehülfin des Mannes auch in der Liebe, die überhaupt genommen (Ausnahmen gibt es auch hier), von dem weiblichen Geſchlechte zärter und reiner gefühlt wird. Iſt zwar der erſte Ausbruch der Leidenſchaft heftiger beim Manne, ſo hat ſolche doch nachher gewiß mehr Dauer, Anhänglichkeit und Ausharrung von Seiten des Weibes.

Taſſo ſchildert (im 2. Geſange ſeines Befreiten Jeruſalems) dieſen Vorzug weiblicher Duldſamkeit trefflich in der Geſchichte (oder ſchönen Epiſode) des Olind und der Sophronia. Da beide Liebenden, ihr grauſames Ende erwartend, auf dem Scheiterhaufen ſtehen, und die Flamme ſchon empor lodert, bricht der Jüngling Olind in Wehklagen aus; Sophronia aber, die Jungfrau, bleibt ſtandhaft, und ermahnt ihn ruhig zur Geduld mit dieſen Woreen:

Freund! andere Gedanken, and're Klagen
Für einen höhern Grund erheiſcht die Zeit.
Haſt du im Leben keine Schuld getragen?
Denkſt nicht, mit welchem Lohn Gott die erfreut,
Die gut ſind, und im Unglück nicht verzagen?
Ertrag's für Ihn, ſüß wird dann Quaal und Leid;
Du wirſt zum ew'gen Sitz dich freudig ſchwingen.
Sieh, wie ſo ſchön des Himmels ſtrahlend Kleid
Dort mit der Sonn' uns winket, Troſt zu bringen!

Forſchen wir nach der Urſache dieſer Erſcheinung von weiblicher Duldung, ſo werden wir ſie vielleicht

im Folgenden finden. Alles in der Natur iſt im ewigen Streben und Wirken; Gleichartiges wird angezogen, Ungleichartiges (Heterogenes) zurückgeſtoßen. Sollte nun durch die Einwirkung zweier ſich nahe kommenden Weſen keine völlige Verſchmelzung, oder wechſelſeitige Zerſtörung entſtehen, ſo mußte die Natur oder das Verhältniß derſelben ſo eingerichtet ſeyn, daß der ſchwächere, das heißt, zärtere, duldende, weibliche Theil mehr Biegſamkeit und Gelenkheit erhielte, damit ihm hiedurch der Vorzug männlicher Stärke erſetzt würde, und ſo Eins dem Andern das Gegengewicht halten könnte. Dieſe Maaßnahme ſehen wir auch durch die ganze organiſirte Schöpfung vertheilt; beim Thier wie bei der Pflanze befindet ſich überall ein ſtarker, wirkſamer (männlicher) ſo wie auch ein ſchwacher, leidender (das heißt, weiblicher) Theil! —

Zartheit, Duldſamkeit, Gelenkheit iſt alſo das Erbtheil des Weibes, als Schutzwehre gegen die Einwirkung des ſtärkern Theils, des Mannes. Aber wie groß iſt auch das Gebiet ihrer Leiden! Ihre zarte Organiſation, die Feinheit und Reitzbarkeit ihrer Nerven läßt ſie alles tiefer und heftiger fühlen. Wie nun feine Saiten mehr vibriren (beben, nachtönen) als die gröbern, ſo fühlt auch das weibliche Senſorium (der Empfindungsſitz) ſchneller, zarter, und wird durch die feinſten Verhältniße der außer ihm vorhandenen

Dinge gerührt; welcher Empfänglichkeil die gröbere Organiſation des Mannes kaum fähig iſt. Daher ſagt Leſſing: „Die Natur wollte das Weib zu ihrem Meiſterſtück machen; aber ſie vergriff ſich im Thone, ſie nahm ihn zu fein, ſonſt iſt alles beſſer an euch, als an uns!“ Der Dichter drückte hier nach ſeiner Manier eine große Wahrheit aus; wenn gleichwohl der Schöpfer der Natur beſſer wiſſen mußte, wie er den Thon bei der Bildung des Weibes zu nehmen hatte. Aber aus der zu feinen Organiſation des Weibes erklärte ſich auch all das Seltſame, und oft ſehr Sonderbare (bizarre) ihres Charkters! erklärt ſich die ſchnelle Empfänglichkeit und der Leichtſinn! der ſchnelle Uebergang von Leid zur Freude, von Traurigkeit zum Vergnügen; eben ſo die ſeltſame Vorſtellungsweiſe ihrer ſtets wirkſamen Einbildungskraft, worauf die Sinnlichkeit ſo große Gewalt hat, daß ſelbſt bei der höchſten Aufwallung himmliſcher Entzückung einer Thereſia, einer Armelle, einer Guyon und anderer frommen Schwärmerinnen immer auch das Körperliche an ihrem geiſtigen Weſen Antheil hat, und in ihrer Sehnſucht nach Entkörperung ſich oft (ohne ſich deſſen deutlich bewußt zu ſeyn) die Sinnlichkeit verbirgt.

Liebe iſt überhaupt das Weſen, und gleichſam die höchſte Beſtimmung des Weibes. Nicht umſonſt ſchmückte ſie die Natur mit dem Gürtel der Venus, das heißt, mit allem Liebreitz, und gab

dieſen Geſchlechte die Grazien, nämlich alle Züge der Anmuth, zu Begleiterinnen, endlich auch die Schamhaftigkeit zur Krone ihrer Schönheit. Darum ſang auch Anakreon (in ſeiner 2. Ode) von den Frauen:

„Verlieh Zeus nichts den Frauen?
Was gab er dieſen? — Schönheit,
Statt aller unſ'rer Helme,
Statt aller unſ'rer Lanzen! —
Drum ſieget eine Schöne
Auch über Stahl und Feuer!“ —

Alſo nicht umſonſt ward dem Manne das heiße Verlangen nach Liebe, und dem Weibe die ſchüchterne Zurückhaltung, ſeinem Verlangen zu willfahren, eingeflößt; dieſe Zurückhaltung iſt die zarte Hülle, womit die Natur ihre Schwäche bedeckte; es iſt die Waffe, womit ſie der erſten männlichen Flamme Widerſtand hält. Lange währt es oft, bis ſie den Mann für die Qualen der Ungewißheit mit dem gegenſeitigen Geſtändniß ihrer Liebe belohnt. Aber auch dann, wie heftig und andauernd liebt das Weib, wenn kein außerordentliches Ereigniß dieſe Gluth erlöſchen macht; welcher Zärtlichkeit, welcher innigen Beſorgniß und Aufopferung iſt ſie fähig; was litte ſie nicht für den geliebten Gegenſtand, ſelbſt dann, wann, wie leider oft geſchieht, ſeine Flamme ſich um ſo mehr ſchwächt, je heftiger die ihrige wird; wie unbegränzt liebt ſie ihn doch, und wie tief hat der Pfeil ihr Herz ver-

wundet, wo ſie den Ungetreuen eine Andere umarmen ſieht!! Hier möchte ſie ihm gerne fluchen, aber Liebe wandelt ihren Fluch in Zärtlichkeit um; und darum ſchreibt ihrem unerbittlichen Phaon das unglücklich liebende Mädchen von Lesbos, die Sapho, (in Ovids Heroiden, 15. Brief) alſo:

„Meerentſproßene Venus! löſe das Schiff meines Lebens,
Denn das Meer nur allein frommt der Liebenden hier!
Seinen Lauf wird dann von ſelbſt ein Lüftchen befördern,
Du nur löſe mir jetzt freundlich vom Ufer das Schiff.
Sitzend am Hintertheil, wird ſelber das Ruder Cupido
Lenken mit zärterer Hand; ſelber das Segeltuch
Geben nnd ſpannen mir, mich durch die Fluthen zu führen:
So wird dann der Entſchluß, weit entflohen zu ſeyn,
Dienen zum ſüßeſten Troſt der armen pelasgiſchen Sapho!
Doch du Grauſamer wirſt finden an mir keine Schuld,
Daß ſo ſchmählicher Flucht ich wäre würdig geweſen.
Möge darum dieſer Brief, möge ſein Inhalt dir
Dieſes wenigſtens ſagen: „Es haben Leukadiens Wogen
Der Unglücklichen ſchnell ſich erbarmet im Sprung!"

Doch behält das Weib bei der größten Kraft zu dulden, beim höchſten Heldenſinn, immer den Charakter ihrer Weiblichkeit. Man leſe hier zum Beweis, was Hamilton's Bericht über die letzten Erdbeben in Calabrien meldete: „Man bemerkte zu Caſarno, — und dieſe Bemerkung ward in allen übrigen zerſtörten Städten, die ich zu beſuchen die Gelegenheit hatte, gemacht — daß die Männer, welche dort zu Grunde gingen, faſt alle unter den

Ruinen in der Lage eines Ringenden und gegen die Gefahr hart Anſtemmenden gefunden wurden, während man die Weiber daſelbſt faſt alle in einer Art von Niedergeſchlagenheit, die Hände kreuzweis über den Kopf geſchlungen, und der Verzweiflung hingegeben antraf; mit Ausnahme jedoch derjenigen, welche Kinder hatten, und die man fand, wie ſie ſolche mit ihren Händen leidenſchaftlich an ſich ſchloſſen; oder aber auch in einer andern Stellung, die ihren lebhaften Kummer ausdrückte, und die den Ausdruck ihrer Bemühungen und ihrer mütterlichen Zärtlichkeit voll Kraft zu erkennen gab." — So zeigt ſich alſo das Weib ſtets gemiſchter Art. Sie wird von äußern Eindrücken ſchnell gerührt; alles ängſtigt und erſchreckt ſie, und der Ausbruch ihres erſten Schmerzes iſt äußerſt heftig; allein — er geht auch wieder ſchnell vorüber! Sie weiß durch bewundernswerthe Geſchwindigkeit und Biegſamkeit den anhaltenden Kummer zu tragen; auch trägt der Leichtſinn, mit dem ſie meiſtens begabt iſt, vieles bei, daß der Kummer bei ihr ſchneller vorüber geht, als beim Manne, deſſen Nervenſyſtem nicht ſo ſpielend iſt. Schmerz und Freude wechſeln oft in einem Augenblicke bei ihr ab, wie bei Kindern; jetzt ſchwimmt ſie in Thränen, und ein Nichts macht ſie wieder lachen; jetzt iſt ſie von Kummer gebeugt, und die kleinſte Hoffnung richtet ſie wieder auf. So iſt das Weib! ein ſtetes Gemiſche von Stärke und Schwäche, ein wahres

Bild der Unbeſtändigkeit! Wie richtig ſchildert Shakespear, dieſer Kenner des menſchlichen Herzens, die Weiber in dem Charakter der Porcia (in ſeinem Julius Cäſar, Akt 2, Scene 3): „O Standhaftigkeit — ſpricht ſie — halte feſt auf meiner Seite! ſtell ein hohes Gebirg zwiſchen mein Herz und meine Zunge. Ich habe eines Mannes Herz, aber nur eines Weibes Stärke.“ —

Jede Kraft aber wird durch Uebung geſtärkt; man kann ſich an phyſiſche und ſittliche Leiden ſo gewöhnen, daß man ſie endlich mit Gleichgültigkeit trägt. Gewohnheit macht uns mit den häßlichſten Gegenſtänden vertraut, erleichtert Bürden, unter denen wir anfänglich zu erliegen glaubten; ſelbſt der Sklave fühlt am Ende die Kette nicht mehr ſo läſtig, die ihn an ſeine Galere ſchmiedet. Der aus Syrakus vertriebene König Dionys II. gefiel ſich nachher auch in Korinth als Privatmann. Eben dieſe Gewohnheit und Uebung im Leiden iſt es, die den wilden Menſchen mehr dulden macht, als den civiliſirten. Seine Natur iſt ſtärker, und er übt ſich mehr in Gefahren; er iſt nackend, alſo weniger gegen die Elemente verwahrt; ihm mangeln alle Bequemlichkeiten des Lebens; er muß ſeine Nahrung ſelber ſuchen, und bis er ſie erhaſcht, Tage lang Wälder durchirren, Berge erſteigen, mit wilden Thieren und allen Widerwärtigkeiten kämpfen; dies macht ihn feſt, abgehärtet. Seine Organiſation iſt ſchon an ſich

nicht verzärtelt; keine Zaghaftigkeit hält ihn zurück, denn er kennt keine Gefahr. Der Naturmenſch beſteht zwar in vielen Köpfen der kultivirten Welt nur als eine philoſophiſche Erdichtung, denn das geſellſchaftliche Zuſammenleben iſt wohl ſchon ſo alt, als der Menſch: aber die Wilden in Canada, die Patagonen, und unſere teutſchen Urväter, die Cherusker, liefern uns dennoch ein treues Bild von der Beſchaffenheit des urſprünglichen Menſchen, wenn nicht auch dieſe ſchon durch frühere Urſachen ausgeartete Stämme waren. Jene Teutſchen (wie ſie Pomponius Mela, Tacitus, Cäſar und Vegetius beſchrieben) waren von ungeheurer Stärke, an Gliedern, Gröſze und Muth. Von undurchdringlichen Wäldern umgeben, in einem Klima, das wegen des ungebauten Bodens, des Schattens ihrer Eichen, und der vielen Seen, nicht viel milder als Lappland und Grönland geweſen, da es Rennthiere und Elendthiere nährte; dann bei einfachen, ſehr mäßigen Sitten, beſchränkten Begierden, bei keuſchem und ſpäten Genuße der Liebe, einem ſorgloſen Leben, und ſteter Uebung in allen Beſchwerlichkeiten — — wuchs der Teutſchen Körper zu einer ſolchen Höhe heran, die der patagoniſchen (zu 6 Fuß, 3¼ Zoll Pariſer Maaß) nichts nachgab; daher die Stärke dieſer rieſenartigen Maſſen ſo fürchterlich war, daß anfänglich die Gallier und Römer kaum ihren Anblick aushalten konnten.

Vergleichen wir dieſen Zuſtand mit unſerem jetzigen, ſo ſehen wir, wie durch Weichlichkeit, Wollüſte, Luxus jener Naturmenſch, jener Rieſe, allmählich zum Pygmäen herabgeſunken iſt, der nun — indeſſen der Wilde den Elementen Trotz bietet — dem geringſten Ungemach erliegt, und ſich tauſend eingebildete Leiden ſchafft, die jener nicht kennt. Der Naturmenſch iſt alſo für (körperliche) Leiden beſſer organiſirt, als der Kultivirte, der auch durch ſeine Bildung leichter den Seelenleiden unterworfen bleibt: doch iſt, überhaupt genommen, der Menſch noch immer ſtärker und biegſamer als andere Geſchöpfe der Erde. Das Thier iſt für gewiſſe Gegenden und Himmelsſtriche beſtimmt, außer denen es nicht lebt, oder auch ſchwächer wird und ausartet; es kann nur eine gewiſſe Nahrung zu ſich nehmen, und hat ſeinen engen, beſtimmten Kreis, den es nicht überſchreitet. Der Menſch dagegen kommt überall fort, iſt überall zu Hauſe, nimmt alle Stellen ein, an den Polen und unter dem Aequator, auf den höchſten Felſen und in tiefen Erdſchlünden — freilich aber auch wieder durch Gewohnheit oder Geſchmack in einer Gegend und Lage lieber, als in der andern. Denn man darf des Heimwehes der Bergbewohner nicht vergeſſen, das dieſe in den ebenen Ländern befällt! Hitz, Froſt, Hunger, Durſt, alles Ungemach erträgt der Menſch; jedes Klima wird ihm zuträglich, und bei aller Ausartung bleibt er immer

ſeinem Geſchlechte getreu. Und eben dieſe leichte Verſetzbarkeit, dieſe Kraft, Geſchwindigkeit, Aemſigkeit und Herrſchaft über andere lebendige Weſen, macht ihn zum allgemeinen Bewohner dieſer Erde, zum Herrn und Deſpoten aller Thiergattungen. In aufſteigender Ordnung nähern ſie ſich ihm, erkennen ihre Schwäche, und huldigen ihm (ganz nach dem Ausſpruche der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte) als ihrem König! Zwar können manche Thiere, wie Hunde, Schweine, Rinder und Geflügel ꝛc. in verſchiedenen Himmelsſtrichen leben, und ſich von Mancherlei nähren; doch nicht ſo leicht und allgemein als der Menſch. Dieſer iſt demnach von der Gottheit beſtimmt: die ganze Erde zu bevölkern, mithin alles zu unternehmen, alles zu leiden; möchte er ſich nur zweckgemäßer auf ihrer Oberfläche vertheilt haben! Er kann eine Hitze von 112 Graden, und eine Kälte von 126 ertragen; verſteht ſich nach Umſtänden, Angewöhnung oder Kraftanſtrengung. So waren 112 — oder nach dem Fahrenheitſchen Thermometer — 275 1/17 Grade die Hitze, welche nach Dû Hammel und Tillet, die Mädchen zu Rochefaucault in einem Backofen aushielten, worin Obſt und Fleiſch kochte; ja die Hitze, welche Hr. Bladgen (aber nur 8 Minuten mit Mühe) ertrug, war 260 Grade. Das Queckſilber fiel 1735 zu Jeniſeiſk im 58. Grade nördlicher Breite und 110 Grade öſtlicher Länge bei 126

unter 0; im Senegal ſteigt der Barometer auf 108 bis 117 Grade, da bei uns ſchon der 96. Grad ermattend iſt; wovon Zimmermanns geographiſche Geſchichte des Menſchen mehreres enthält. — Der Menſch bewohnt ſelbſt die Cordilleras des ſüdlichen Amerikas, nach dem indiſchen Himalaya-Gebirge die höchſten Bergmaſſen; (worauf Condamine und ſeine Begleiter drei Wochen lebten) er durchwühlt den Schoos der Erde, läßt ſich in den Abgrund des Meeres hinab, ſchwingt ſich in Luftregionen empor, wohin noch kein lebendes Geſchöpf drang. Wozu bewegt den Menſchen nicht Erfindungsgeiſt, Noth, Habſucht, Ehrgeitz? Wozu iſt ſein ſchlanker, aufrecht ſtehender Körper nicht fähig? Und ſein Magen, wie verdaut dieſer allgemeine, alles verſchlingende Verzehrer die ſeltſamſte, ungleichartigſte Nahrung! Nur falſche Anſicht und Angewöhnung bei einigen Völkern, und eine irrige Sanftmuth und Bemitleidung einzelner gebildeter Klaſſen konnten glauben machen, das Fleiſch eſſen ſey der Natur des Menſchen entgegen, und er habe nicht das Recht, Thiere zu erlegen, um ſich davon zu nähren: nein, er iſt ſeiner animaliſchen Beſchaffenheit nach ein Fleiſch verzehrendes Raubthier; er beſiegt die Thiere durch Uebermacht, Schlauheit, und Hang ſeit Anbeginn; daher die Jagd eine der früheſten ſeiner Beluſtigungen und Kraftübungen; warum ſollte er ſeine Beute nicht genießen? Welche Nation hat ſich je

von bloßen Früchten genährt, ohne dabei nicht ſchwächlicher geworden zu ſeyn? Fleiſch bekommt dem Menſchen wohl, gibt ihm geſunde Säfte, macht ihn ſtark und feſt: aber dabei denke man ſtets nur an mäßigen Genuß, weil jedes Uebermaaß ſchädlich iſt; weshalb die mancherlei Einſchränkungen deſſelben weiſe Vorſchriften zur Verhütung des Nachtheils ſind. Der gegen manche andere Völker hie und da noch immer rieſenhafte Teutſche nährt ſich faſt von bloßem Fleiſch; der Tatar, Patagone, Nordamerikaner ißt es roh. Aber — nicht blos Fleiſch allein, auch jede andere Nahrung iſt dem Menſchen zuträglich; und es gibt faſt nichts, was er nicht genöße. Hier nährt ſich eine Nation von Fiſchen, und dort verzehrt eine andere ungekochtes Fleiſch — der Grönländer trinkt Seehundsblut, und ißt thranigtes Wallfiſchfett zu trockenen Häringen; die Alaskabewohner verdauen halberfrorne und verfaulte Seehunde, Mäuſe, Wölfe, Pferde ꝛc.; ja, ſelbſt giftige Pflanzen verzehrt der Menſch. Zu was für elender Nahrung zwingt ihn nicht Hungersnoth? Wie ſchlecht nährt ſich der Californier? der Chineſe liebt nichts ſo ſehr als Reis und Schweinenfleiſch; dem Türken und Perſer ſchadet Opium nichts, und die Gierigkeit oder Naſchhaftigkeit des Europäers läßt ihn nicht leicht bei ſeiner einheimiſchen Nahrung bleiben; nein, Oſten und Weſten, Norden und das heiße Afrika müſſen ihm Speiſen zuführen! —

So dauert der Menſch durch seine körperliche Stärke (von der ſittlichen wird nachher die Rede ſeyn) alles aus! und die Natur — welcher unerſchöpfliche Mittel verliehen wurden, zu ihrem Zweck zu gelangen, und deren Hauptzweck Leben und Bevölkerung iſt — richtet es ſo ein, daß er, der Menſch, für jedes noch ſo rauhe und heiſſe Klima nicht allein verhältnißmäßige Kraft zur Ausdauer erhielt, ſondern ſelbes ſogar (ſo mächtig wirkt die Gewohnheit) jedem andern vorzieht. Die Horden am Oronoko und Miſſiſipi tauſchten ihre Gegend mit keiner andern um. Der Lappe, Grönländer und Eskimaux wurde von der Natur eigends für ſeine Eisgefilde eingerichtet; und ließ ſie ihn gleich unbehaart, und gab ſie ihm keine Pelzdecke wie dem Baren, ſo erſetzte ſie ihm doch dieſen Mangel durch heißere, dickere Säfte; daher der Polbewohner ſo an ſein Klima gewöhnt iſt, daß er faſt unbedeckt, und ohne Feuer ſich einer ſolchen Kälte ausſetzt, die der dahin verpflanzte Europäer kaum in geheitzten Stuben aushält. Ganz beſonders iſt die Natur des Negers ſeinem Erdſtriche angepaßt; ihm brennt die ſenkrecht ſtrahlende Sonne den nackten Leib; ihn umgeben Staubwolken glühenden Flugſandes; er durchwandert unabſehbare Wüſten, wird von Hunger und Durſt geplagt, auch berſten ihm die Fußſohlen vom heißen Sande; dennoch bleibt er ſtark und geſund! Die armſeligſten Menſchen der Erde, die Peſcherais, pflanzen ſich

doch in ihrer elenden Gegend fort; es ſehnt ſich der Otaheite ſelbſt in England wieder nach ſeinem Vaterlande zurück; der Peruaner und Chilibewohner bringt ſeine Tage in tiefen Bergwerken zu, ob er gleich ein elendes Leben und frühen Tod vorherſieht.

Hier wäre der Ort, vom Einfluſſe der Erziehung auf die leidende Kraft zu reden, da eigentlich nur die ſittliche Bildung den Menſchen vom Thiere unterſcheiden muß. Doch, was wäre nach ſo vielen Bänden über Pädagogik (über Unterricht und Erziehung) noch weiter zu ſagen? An Grundſätzen aller Art fehlt es nicht; Locke, Rouſſeau, Baſedow ꝛc. haben ſo ziemlich alles geſagt, was hierüber erörtert werden könnte; und man ſieht nun wohl ein, daß es mit dem Lernen allein nicht gethan iſt; daß feſte tugendhafte Menſchen beſſer ſind, als bloſe Gelehrte; doch fehlt es meiſtens noch an der Ausübung, (an der Praxis), und gute Beiſpiele müßten dabei das Meiſte wirken! Selbſt unſere vielfachen Erziehungsanſtalten (Philantropine) ſind — was körperliche Ausbildung betrifft — im Allgemeinen weit hinter der gymnaſtiſchen Erziehung der Alten zurück. Dieſe bildeten (größtentheils wirkſame) Menſchen; jetzt will man mehr Vielwiſſer haben! Man lernt, ſo zu ſagen, alles, nur nicht die Welt kennen; noch auch die ſchwere Kunſt, die Welt gehörig zu gebrauchen — das

heißt — mit dem Looſe, das uns darin beſchieden ward, zufrieden zu ſeyn, und den Gefahren, die dort Unſer harren, muthig entgegen zu gehen, oder klug auszuweichen! Wenn es nun wahr iſt, daß Tugend in der Fertigkeit des Guten beſteht, und wenn nur dieſes ſittlich Gute der Natur und Beſtimmung unſeres Weſens gemäß iſt — alles Andere aber, nämlich Vergnügen, Nutzen, Ehre, Reichthum ſtets als äußere zufällige Verhältniſſe von ihr getrennt werden können, ohne ſie zu zerſtören; wenn folglich nur derjenige wahrhaft und im eigentlichen Sinne glücklich iſt, der thut was er ſoll, und duldet was er muß: ſo kommt es nicht darauf an, daß wir ſchöne Grundſätze lernen, um dieſelbe gelegenheitlich zur Schau zu ſtellen, und mit Worten zu prangen, die nicht zur Thätigkeit übergehen, ſondern wir müſſen von Jugend auf lernen mäßig, gerecht, tapfer und weiſe ſeyn; müſſen unſere Natur kennen, unſere gute Anlagen ausbilden, und die Schwächen der Seele und des Leibes zu verbeſſern trachten. So ward Sokrates bei natürlich ſchlimmen Anlagen der Weiſeſte unter den Griechen.

„Weißt du nicht — ſagte er (in Xenoohon's Denkwürdigkeiten 1. 6) zum Sophiſten Antipho — daß die von Natur ſchwächſten Perſonen, wenn ſie ſich üben, ſtärker werden, als die ſtärkſten, die ſich nicht üben? ich meine in dem, was ſie trei-

ben, und daß ihnen ſolches immer leichter wird?“ — An einem andern Orte (Denkwürd. 2. 1) ſagt er: „Der müßige Zeitvertreib, und die gar zu leichten Wollüſte (in Genüßen aller Art) können weder dem Leibe eine geſunde Beſchaffenheit geben, wie die Vorſteher der Gymnaſien verſichern, noch die rühmlichen Einſichten der Seele in irgend einer Sache vermehren; da hingegen die Uebungen der Geduld zu guten und rühmlichen Thaten vorbereiten.“ Alſo dies muß gelernt werden, wenn die Seele noch gleichſam wie weiches Wachs aller Eindrücke empfänglich iſt. Verſpart man es bis zu dem Alter, wo der Menſch, wie der junge Herkules des Prodikus, auf dem Scheidewege zwiſchen Tugend und Laſter ſteht, unentſchloſſen, welcher Bahn er folgen ſoll; und läßt man ihn unvorbereitet dieſen gefährlichen Pfad betreten, ſo möchten wohl die Verführungen der Welt zu reitzend ſeyn, um ihn nicht anzulocken; denn Verführung iſt ärger als alle Gewalt. „Wer kann der Gewalt nicht trotzen (läßt Leſſing die tugendhafte Emilia ſagen)? Was Gewalt heißt, iſt nichts; Verführung iſt die wahre Gewalt! — Ich habe Blut, mein Vater, ſo jugendliches, ſo warmes Blut als eine; aber meine Sinne ſind Sinne; ich ſtehe für nichts; ich bin für nichts gut! Ich kenne das Haus der Grimaldi ꝛc.“ Alſo, nur derjenige iſt Herr ſeines Willens, und kann ſich über die Leiden erheben, der ſeine dunklen Neigungen zu klaren Ein=

ſichten umſchafft, ſeine Triebe unter die Herrſchaft der Vernunft gibt, und alles Aeußere, Zufällige, als unweſentlich ſeiner Natur, folglich für entbehrlich anſieht. Ein ſolcher Menſch wird zwar auch nach nach dem Looſe irdiſcher Dinge dem Schmerz unterworfen, und nicht ohne Gemüthsanregungen (Affekten) ſeyn, weil er ein Menſch iſt: aber er wird durch Mäßigung ſeine Leiden zu entfernen, oder doch durch Standhaftigkeit ſie zu tragen wiſſen; und nur ein ſolcher kann, wie dieſe Emilia, ſagen: „Ich will doch ſehen, wer mich hält — wer mich zwingt — wer der Menſch iſt, der einen Menſchen zwingen kann!“

Wird die leidende Kraft durch Uebung geſtärkt, ſo wird ſie durch den Gedanken an nahe Gefahr, oder durch heftigen Trieb nach irgend einem Gegenſtand nur noch erhöhet. Wie viele, ſonſt unaushaltbare Leiden erträgt man nicht, um einem größern Schmerz zu entgehen? Der Tod ſelbſt wird eine Wohlthat, wenn man zwiſchen ihm und einem ſchmachvollen Leben zu wählen hat; beſonders wenn Begeiſterung (Enthuſiasmus) die Seele entflammt, nud heftige Begierden in ihr brennen. Bako ſagt (in ſeiner Rede vom Tode) „Rache triumphirt über den Tod, Liebe achtet ihn geringe, Ehre ſucht ihn, Furcht vor Schmach erwählt ihn, Betrübniß nimmt zu ihm ihre Zuflucht, und die Angſt eilt ihm zuvor! Einer, der in Erſtrebung irgend eines großen Wunſches hinſtirbt, be-

nimmt ſich wie ein Verwundeter, der bei noch fließendem Blute ſeine Wunde kaum ſpürt: eben ſo entgeht die Seele, wenn ſie auf irgend ein Gut feſt in Gedanken vertieft iſt, allen Schmerzen des Todes!“ — Der Held ſieht keine Gefahr, er ſtürzt ſich ins Gewühl der Schlacht, denn der Gedanke des Sieges verſcheucht in ihm alle Furcht! Was duldet der Liebende nicht für den geliebten Gegenſtand, der ſeine ganze Seele erfüllt? und ſo jeder leidenſchaftliche Menſch, der irgend einen (ihm groß ſcheinenden) Zweck zu erreichen ſucht: nichts wird ihm ſchwer, was ihn zum Beſitz ſeines Ideals bringen kann; er ſieht nur dieſes, und alles andere als Mittel an, zu ſolchem zu gelangen. Der Höfling opfert ſeiner Politik, der Gelehrte ſeinen Büchern, der Künſtler ſeiner ihn begeiſternden Muſe, der Kaufmann ſeinen Spekulationen die beſten Lebensjahre auf. Ruhmſucht iſt hiebei der Sporn großer Seelen, Eitelkeit das Triebrad kleiner Geiſter.

Gegen alle Leiden aber macht den Menſchen nichts kühner und geſtählter als Schwärmerei — ſie ſey nun eine politiſche, oder religiöſe — letztere aber beſonders. Der religiöſe Schwärmer (unter Allen auf Erden verbreiteten Glaubensmeinungen) ſucht dieſe Leiden, und glaubt durch Märterthum die Religion zu beſiegeln; der Tod iſt ihm wünſchenswerth, denn da er alles Irdiſche verachtet, ſo muß er ſich nothwendig nach

dem Himmel ſehnen, und jede Pein als ein gottgefälliges Opfer anſehen. Schwärmer waren immer und an allen Orten oft tollkühne, oft grauſame Kämpfer. Wie haben ſolche Menſchen ſich nicht im Morgen- und Abendlande aus mißverſtandenen Begriffen von Frömmigkeit und Selbſtbeherrſchung um die vermeintliche Sache Gottes zerfleiſcht! Ein ſolcher Eiferer, oder Fanatiker iſt immer unduldſam; er hält ſich für ein Werkzeug von Gottes Rache, und bekehrt (wie einſt Mahomet, und auch viele Chriſten gethan) mit Feuer und Schwert, wenn ſeine Worte nicht durchdringen! Dem begeiſterten, wegen des Elends der Chriſten im Orient tief beſorgten, aber das Schwert gegen die Ungläubigen predigenden Mönche von Clermont folgten unzählige Heere von Schwärmern, und zerſtörten Paläſtina, um das Grab des friedlichſten, göttlichſten Lehrers der Menſchheit zu erobern; Wo Fanatismus und Mönchswuth ſich der Herzen bemächtigen, wird ihre Begeiſterung zur verderblichſten Peſt. Nur dann iſt Enthuſiasmus edel, wenn er für Verbreitung von Wahrheit und Tugend ohne Grauſamkeit beſeelt iſt. Denn auch für die Tugend, für dieſe heilige Sache des Himmels, gibt es Schwärmer, im edelſten Sinne des Wortes; und wer möchte nicht ein ſolcher ſeyn? Seelen, deren Größe und Erhabenheit ſie über dieſe niedere Erde erhebt; die ſie mit Sehnſucht nach

einer beſſern Heimath (nach dem Hauſe des allgemeinen Vaters im Himmel) erfüllt; ſie, die (nach Platon's Ausſpruche im Phädrus) jene Art von Raſerei beſitzen, daß ſie beim Anblick der Schönheit auf Erden, ſich der wahren Schönheit des himmliſchen Lebens freuen; ſie, indem ſie hiedurch beflügelt werden, immer gerne auffliegen wollen; und ob ſie dazu gleich nicht vermögend ſind, doch ſchon hienieden ihre Blicke nach aufwärts richten, wie ein Vogel, der ſich in die Höhe ſchwingen will; ſie, die indeſſen aus Verlangen nach dem was oben iſt, alles Irdiſche zu klein finden: dieſe erhabenen Seelen müſſen ſich demnach freilich hier für Schwärmer anſehen, oder Raſende benennen laſſen!« —

Ihr kleinlichen Seelen, die ihr gewohnt ſeyd, alles nach eurem Maaßſtaabe zu meſſen, richtet nicht die Thaten ſolcher Geiſter, die ihr nicht verſteht, noch die Kraft habt, ihnen nachzufliegen! Laſſet ab, ſie zu tadeln, oder wohl gar zu beſpötteln; denn wahrlich, ſie ſind ohnehin ſo ſelten, daß Jahrhunderte oft kaum einen ſolchen Stern erſter Größe hervorbringen; darum ſollte die Menſchheit ſie nie ohne heilige Ehrfurcht nennen! Aber ihrer wartet hienieden leider ein ganz anderes Schickſal; und es verhält ſich mit ihnen ganz ſo, wie ein tiefer Denker (Hamman in den Denkwürdigkeiten) ſagt: „Wer nicht kriecht und Teller leckt in den Vorſälen der Fürſten, ſondern alles für Wahrheit und

Tugend aufzuopfern bereit iſt, dem wird Hunger, Galgen und Tod zu Theil; der muß den Giftbecher trinken, oder am Kreuze ſterben!!« — O, es iſt ein neidenswerthes Schickſal für Wahrheit zu dulden, ſo ſehr den Sinnen davor grauet! Der Weiſe opfert ihr willig ſein Leben: denn was iſt für ihn dieſe Spanne Zeit, deren wahren Werth er allein am beſten kennt und fühlt? Was iſt Menſchenfurcht, Ruhm, Reichthum und Fürſtengunſt, vor denen nur Sklavenſeelen ängſtlich ihren Nacken beugen? Wer reines Herzens iſt, und richtig denkt, darf nur Muth faſſen, laut reden, und den Tod nicht ſcheuen, ſo müſſen ſelbſt Könige vor ihm zittern. Welch eine hohe Auffoderung zu dieſem edlen Muth, wo es heißt: »Die eines reinen Herzens ſind, werden Gott anſchauen!« Alſo ein ſolcher für Wahrheit und Tugend duldender Menſch iſt allein der wahre Weiſe; und er iſt eben ſo groß in der Thätigkeit, als im muthvollen Ausharren.

Wir müſſen aber eine zweifache Art des Muthes unterſcheiden: den handelnden und jenen, der ſich in Grundſätzen äußert. Beide können in einem und demſelben Subjekt vereinigt ſeyn. Es gibt Menſchen, die bei den kühnſten Grundſätzen zugleich handelnden Muth haben; die mit Rouſſeau's beredter Kühnheit den Heldenſinn und die Wirkſamkeit eines Friederichs, Schwerins, Laudons ꝛc. verbinden: aber dies ſind ſeltene

Erſcheinungen! und eben ſo ſelten ſind Gelegenheit und äußere Umſtände, die ſolche Kräfte wecken! Oft hat ein Menſch viel Muth zum thätigen Wirken, iſt aber zurückhaltend und ſchüchtern in den Aeußerungen ſeiner Ideen; ein anderer iſt kühn, wenn es darauf ankommt, Wahrheit zu ſchreiben, aber furchtſam zum handelnden Leben. Mancher Held würde zittern, wenn er die Hälfte der Wahrheiten ſagen müßte, die ein armer, verborgener, leutſcheuer Schriftſteller aus dem Winkel ſeines Zimmers in die Welt ſendet: aber welch eine ſchlechte Rolle würde dieſer beim Anblick der Feinde ſpielen! — Inzwiſchen ſcheint ſolche Kühnheit der Handlung, ſolche Unerſchütterlichkeit vor jeder Gefahr, vor jedem ſchreckhaften Gegenſtande (was eigentlich den Charakter des Helden bildet) mehr vom Einfluſſe des Temperaments und des ſtärkern Nervenbaues abzuhängen; jene Kraft aber, die uns über die Vorurtheile der Zeit erhebt, uns frei denken macht, und den Muth gibt, laut zu ſagen, was wir denken, iſt mehr eine Eigenſchaft unſerer Vernunft. Hier kommt es nicht ſo ſehr auf ein glückliches Temperament und auf ſtarke Fibern, als darauf an, daß wir unſer Gemüth von Leidenſchaften frei machen, uns ſelbſt und Andere beherrſchen lernen, ja uns richtige Begriffe von der Natur der Weſen, ihrem Zweck, ihrer Erhabenheit verſchaffen; daß wir die Wahrheit lieb gewin=

nen, und aus Ueberzeugung die Nichtigkeit aller Furcht einſehen lernen.

Wir irren alſo, wenn wir glauben, Muth im Handeln, und Kühnheit im Denken, alſo Beides, Handlung und Grundſätze, ſey eins; oder wenn wir eine Gattung der andern vorziehen: oder wenn wir Einen, der kühne Grundſätze hat, aber ſonſt Furcht äußert, der Feigheit beſchuldigen. Anders iſt der Muth des Kriegers, anders der des Weltmannes; anders die Kühnheit des Schriftſtellers, und desjenigen, der durch Grundſätze auf die Menſchheit wirkt. Alle ſind Aeußerungen einer Kraft, nur mit verſchiedenen Modifikationen (Abſtufungen, Abänderungen); dabei wirken Uebung, Erziehung, Stand, örtliche Umſtände, und hundert andere Urſachen, daß bei dem Einen dieſe, bei dem Andern jene Kraft mehr ausgebildet wird. Erziehungsvorurtheile machten den kühnen Hobbes noch im Alter vor Geſpenſtern zittern! — Mangel an Weltkenntniß, Schüchternheit und düſtere Milzſüchtigkeit (Hypochondrie, lauter natürliche Folgen des ſitzenden Lebens), machen die meiſten Gelehrten eine furchtſame Rolle ſpielen, ſobald ſie öffentlich auftreten ſollen; und die wilden Söhne des Mars ſind großen Theils zu ungebildet, um durch kühne Grundſätze ſich hervorzuthun! — Auch iſt es bei uns, wo alle Stände von einander getrennt ſind, ſchwerer, Heldenſinn mit der Erhabenheit eines

Weiſen zu verbinden, als in jener frühern griechiſchen und römiſchen Welt, wo jeder Bürger noch Soldat war; jeder den edlen Tod für's Vaterland ſterben konnte; jeder gute Kopf Geſchäftsmann, Gelehrter und Krieger ward, nachdem es die Gelegenheit erheiſchte. Damals konnte, zum Beiſpiel Sokrates auch als Krieger ſeinem Volke Beweiſe ſeltener Tapferkeit, Stärke und Duldſamkeit geben; konnte nachher als ſittlich weiſer Bürger ſeine übrigen Mitbürger in Athen zu den Pflichten ihres Standes anweiſen; aber — was bleibt jetzt dem aufgeklärten Privatmann, der im Stillen die Mängel ſeiner Nation ſieht, und ſie beſſern möchte, was bleibt ihm anders übrig, als zwiſchen vier Mauern die Hände zu ringen, und zu wehklagen, oder blos zu ſchreiben, ſtatt daß man ſonſt handelte?? — — Es iſt überhaupt ein eigenes Ding, mit Muth und Kraft zu leiden.

Oft haben die beherzteſten Leute Anwandlungen von Furcht, worüber ſie ſich keine Rechenſchaft geben können, als daß ſie da iſt, und daß diesmal ihre Nerven von äußeren Eindrücken mehr erſchüttert wurden, als ſonſt. So gaben oft kühne Menſchen in der Todesſtunde, wenn phyſiſcher Schmerz ſie überwältigte, Zeichen von Feigheit und Furcht. Helden verläßt der Muth oft mitten in der Schlacht; ganze Reihen ſah man fliehen, ohne daß man wußte, warum? oder blos, weil ein Einziger floh; und wir dürfen nur ſehen, wie

allgemein ſich (durch Ueberraſchung) ein paniſcher Schrecken verbreitet. Ein Zeichen, ein Wort, ein Gedanke erregt die Lebensgeiſter, bringt das Geblüt aus ſeiner Stockung wieder in Wallung, und den Geiſt zur Beſonnenheit; erweckt Scham über unſere Feigheit, und belebt uns mit neuer Kraft! Dies wußte der als Schriftſteller und Feldherr berühmte Xenophon (in ſeinem Werke über den Feldzug des Cyrus) ſehr wohl; er, der einſt, als ſein Kriegsheer ſo tief beſchneiet wurde, daß viele Soldaten Mühe hatten, ſich unterm Schnee herauszuarbeiten, nackend aufſtand, und ohne alle Bedeckung anfing Holz zu hauen, um ſich zu erwärmen, und den Uebrigen Muth zu machen. Dieſer Held liefert in gedachtem Werke noch mehrere Beiſpiele ſolcher Entſchloſſenheit, und zwar einmal in der ſchönen Rede, die er mit dieſen Worten beſchließt: „Iſt aber Jemand von euch muthlos, weil wir keine Reiter haben, der Feind hingegen deren viele hat, der bedenke, daß zehntauſend Reiter nichts weiter, als zehntauſend Menſchen ſind. Noch iſt in der Schlacht Niemand von einem Pferde todtgebiſſen, oder todtgeſchlagen worden. Was in Schlachten geſchieht, thut der Soldat. Wir haben auch ein weit mehr geſichertes Fortkommen als der Reiter; ſie (die Reiter) fürchten uns nicht allein, ſondern auch das Herunterfallen. Wir aber, da wir feſten Fuß auf der Erde haben, werden nachdrücklicher zuhauen auf Jeden, der ſich uns

nahet, und **alſo** viel beſſer unſern Zweck erreichen. In **einem** Stücke nur haben die Reiter vor uns etwas voraus — ſie können ſicherer **fliehen**, als wir ꝛc.“ — Und ein andermal (3. Buch, 2. Kap. gedachten Werkes) rief er: „Auch dies, meine Gefährten! fällt mir noch bei, daß diejenigen, die im Soldatenſtande ihr Leben nur ſo hinzuſchleppen ſuchen, gewöhnlich eines **ruhmloſen** und **ſchimpflichen** Todes ſterben; diejenigen aber, die den Tod für das **allgemeine** und **unvermeidliche Loos** aller Dinge halten, die daher nach einem **ſchönen** Tode ringen, dieſe ſehe ich **alt**, und ſo lange ſie leben, ſtets **glücklicher** werden! Laßt uns alſo daraus die Lehre nehmen, — denn ein ſolcher Zeitpunkt iſt **jetzt** vorhanden — **ſelbſt** tapfer zu ſeyn, und auch **Andere** dazu aufzumuntern!“ — Als das griechiſche Heer einſt nicht mehr fort wollte, ritt **Xenophon** hinzu, und (3. Buch, 4. Kap.) rief: „Soldaten! glaubt mir, daß ihr jetzt um die Rückkehr nach Griechenland zu Weib und Kind in die Wette rennt. Vergießen wir auch gegenwärtig ein wenig Schweiß, ſo werden wir hernach ohne Schwertſchlag marſchiren!“ — Aber **Soterodas**, der Sycionier ſagte: „Wir ſind einander nicht gleich, **Xenophon**! du **reiteſt**, und **ich** ermüde unter dem Schilde!“ — Sobald er (der Feldherr) dieſes vernahm, ſprang er vom Pferde, ſtieß ihn aus dem Gliede, riß ihm den Schild weg, und marſchirte ſchnell voran. Ob ihn nun gleich der Panzer drückte,

ſo rief er doch dem vorderſten Soldaten zu, heranzurücken, und den hinterſten, die kaum folgen konnten, daß ſie nachzogen.« —

Wie ſehr wirkte nicht des Sokrates Beiſpiel, der im Kriege ſich ſo unempfindlich gegen die Strenge des Winters bewies, auf die Menge ſeiner Gefährten; daß, während viele von ihnen ſich einhüllten und nicht aus ihren Zelten hervor zu gehen wagten, er (man ſehe Platon's Gaſtmahl, und Xenophons Denkwürdigkeiten) kein anderes, als ſein gewöhnliches Kleid trug, und über das Eis baarfuß leichter, als andere in Schuhen, ging. Ueberhaupt wirkt hier mehr das Beiſpiel von Abhärtung und Fertigkeit, als bloſes Klügeln (Raiſonnement). Vernunftgründe müſſen zwar vorhergegangen ſeyn, und Muth aus Ueberzeugung iſt beſſer als Tollkühnheit: aber im Augenblicke des Handelns hat man keine Zeit Vernunftſchlüſſe zu machen; da muß Fertigkeit, ſchnelle Empfindung, und natürliche Anlage wirken. Der kalte Vernünftler (zuweilen aber iſt auch ein Fabius Cunctator nothwendig) wird in Gelegenheiten des ſchnellen, kühnen Handelns immer zu ſpät kommen. Unſere Grundſätze müſſen erſt zu Fertigkeiten werden, müſſen ſich tief in unſer denkendes und empfindendes Weſen eingeprägt haben, damit, wenn raſche Thätigkeit erfodert wird, Erkenntniß, Wille und That nur ein Augenblick ſeyn. Hieraus laſſen ſich einige allgemeine Bemerkungen ziehen:

1) Der Menſch ward nicht in dieſes Leben geſetzt, um müßig zu ruhen, ſondern um thätig zu ſeyn; ſolches ſagt uns unſere Neugierde, unſer Trieb nach Kenntniſſen, unſer Hang zur Geſelligkeit, unſer Streben nach Vervollkommnung — welch letzteres Gut er nicht anders, als im Genuße und in der Theilnahme mit andern ihm ähnlichen Weſen findet. Er muß geben, um zu empfangen; lieben, um wieder geliebt zu werden. Gleichwohl durfte dieſes Streben nach außen hin (Extenſion) nicht grenzenlos ſeyn; er durfte in der Vereinigung mit andern Weſen das Bewußtſeyn ſeines Ichs (ſein Intenſives) nicht verlieren. Die Natur ſetzte alſo unſerm Verlangen nach Ausbreitung Schranken, welche Schranken uns bei jedem Genuße nach außen hin fühlen laſſen, daß wir — obſchon Glieder einer unüberſchaulich großen Kette — auf einer andern Seite doch auch wieder ſelbſtſtändige, iſolirte Geſchöpfe ſind und bleiben ſollten. Dieſe Liebe zur eigenen Perſönlichkeit gibt dem Menſchen einen Hang, ſeinen gegenwärtigen Zuſtand zu erhalten; eine Abneigung vor jeder Veränderung, die ihm nicht ſichere Beſſerung ſeines Zuſtandes verſpricht. Iſt dieſer Hang ſtärker als der Trieb zur Thätigkeit, oder zur Erweiterung ſeiner Natur, ſtärker als der Stachel der Neugierde, ſo bleibt die Seele in ihrem unveränderten vorigen Zuſtande. Da geſchieht es dann, daß ſie — ſelbſt wenn ſie öfters einſieht, wie

ſie bei einer Veränderung gewinnen könnte — dennoch an dem Grundſatze feſthält: „Ich ſehe wohl das Beſſere, und lobe es, aber ich folge dem Schlechtern;“ (oder nach einem andern Ausſpruche: „Wir laſſen es hübſch beim Alten) oder es iſt Furcht und Schwäche, die ſie zurück hält, und ſie hängt zu ſehr am Gefühl ihrer Perſönlichkeit. — Hingegen iſt aber auch oft dieſe anſcheinende Trägheit, dieſes Verbleiben im alten Zuſtande, dieſe Kraft, ſeinen Willen von einem heftigem Triebe abzuwenden, oder ihn auf einen andern Gegenſtand zu lenken, das Princip, der Grundſatz ſeiner höchſten Tugend; zum Beiſpiel: ich will dieſer, oder jener ſinnlichen Neigung — dieſem oder jenem Vorurtheil — dieſer oder jener weltlichen Verkehrtheit nicht nachgeben: in ſolchem Widerſtande der Neuerung liegt der Keim aller Selbſtbeherrſchung, aller Sittenlehre und Religion.

2) Gleichwohl kann die etwa anklebende Trägheit, oder Unthätigkeit, ſo ſtark werden, daß der Menſch ſie zuletzt nicht mehr erträgt, noch duldet: dann bemächtigt ſich der Seele eine Leerheit; es entſteht Langeweile, und der Trieb, ſich ihr zu entreiſſen. Ruhe iſt ſüß, weil die Seele zuweilen Vergnügen findet, ſich von allem Aeußeren zurückzuziehen, und gleichſam in ſich ſelbſt zu beſchauen; dieſes Vergnügen iſt allerdings ein ange=

nehmer, jedoch nur kurzwährender Zuſtand; da hingegen Langeweile immer ſchmerzhaft wird, weil jeder Mangel an Luſt ſchon ein Uebel iſt, der Unbehaglichkeit erzeugt, indem unſer denkendes Weſen nie ohne alle objektive Beſchauung oder Rückerinnerung ſeyn kann. Der Geiſt will immer bewegt ſeyn, wie jeder wachſende Keim von einer geſunden, mäßigen Luft; er ſucht daher durch neue Eindrücke das Gefühl ſeines Daſeyns zu erfriſchen; und wenn gleich der Menſch oft zu träge iſt, ſich ſelbſt zu regen, ſo mag er doch gern die Thätigkeit Anderer ſehen, folglich in ſeinem Innern durch irgend etwas Aeußeres bewegt werden. Nun iſt aber nichts, was nächſt den Leidenſchaften mehr auf den Menſchen wirkt, als Furcht vor langer Weile; dieſe macht die Meiſten denken und handeln. Um ihr auszuweichen, ſetzt man ſich ſogar der Gefahr heftiger und unangenehmer Eindrücke aus, und ſucht alles auf, was uns ſtark erſchüttern kann, nämlich Schauſpiele, Thiergefechte, Jagden u. ſ. f.; und kaum iſt ſolches Vergnügen genoßen, ſo eilt die unerſättliche Neugierde wiederum zu einem andern; doch ohne daß es viele Mühe koſten darf. Man läßt daher ſo gerne Andere für ſich denken, reden, handeln, und für unſere Beluſtigung ſorgen. Es iſt für die Meiſten ſo gemächlich, ſich vorarbeiten zu laſſen, daß ſie nachſchwätzen können; daher jener blinde Glaube, und das knechtiſche Thier-

geſchlecht der Nachahmer! Man wäre wohl gern oft anderer Meinung, würde die Unterſuchung der Wahrheit nicht mühſam ſeyn; ſo wurzeln Aberglaube, Vorurtheile, Irrthümer in der Seele feſt; das Volk prüft nicht, glaubt, und bleibt dumm. Daher ſagt Kant (in der Berliner Monatsſchrift 1784. 12) ſehr ſchön: „Aufklärung iſt der Ausgang des Menſchen aus ſeiner ſelbſt verſchuldeten Unmündigkeit.“

Nichts macht dem Menſchen ſeine Leiden erträglicher, als der Hang zur Freude, und zum ſinnlichen Vergnügen. Wenn es wahr iſt, daß wir mehr Leid als Luſt empfinden, ſo iſt dagegen der Eindruck der Freude weit ſchneller und wirkſamer. Ein Augenblick Luſt löſcht eine lange Reihe von Kummer aus; und ſo ſehen wir auch hierin die Vaterhand Desjenigen, der jedem Uebel auch wieder das Gute beimiſchte! Die Freude (ſagt Schiller) iſt ein Götterfunke, eine Tochter aus Elyſium; ſie, die immer lächelnde, immer ſich ſelbſt gleiche Geſpielin der Glückſeligkeit, beſtreut unſere Dornenpfade mit Roſen, und flicht uns feſtliche Kränze. Zwar führt ſie oft den Leichtſinn an ihrer Hand — ein fröhlicher Gefährte, der die Sterblichen in ſolch ſüßen Schlummer wiegt, daß ſie über alle Widerwärtigkeiten hinweg gleiten, die ſie ſonſt elend gemacht hätten; doch hat man vor ihm ſich in Acht zu nehmen, eben weil ſeine Flüchtigkeit oft unbeſonnen und taumeln

macht, daß wir die Gefahren nicht ſehen, und ſtürzen! Aber die Menſchen wollen überhaupt mehr vergnügt als belehrt ſeyn! Gebt ihnen ihre Puppen, ihre Steckenpferde, und ihr könnt mit ihnen, wie mit Kindern, alles anfangen! Wo iſt der Menſch oft reiner, tückenloſer — wo knüpft er Freundſchaften leichter, ſchneller, als da, wo beim Mahle der Freudenbecher umher geht? Nicht, als ob man ſich nur bei vollen Schüſſeln und Bechern freuen müßte, nein! denn es gibt weit beßere Freuden, als dieſe: aber wahr bleibt es, daß in einem Augenblicke froher Ueberraſchung aller Trübſinn, aller Groll ſchwindet; daß ein Freudenkuß beſſer die Feindſchaften austilgt, als alle gerichtlichen Kunſtgriffe. Wie oft ſah man das Volk für eine Luſtbarkeit den Fürſten ſegnen, dem es ſonſt als einem Tyrannen fluchte? Auch benützen ſchlaue Deſpoten dieſen Kunſtgriff wohl; ſchläfern hiedurch das Volk ein, ehe ſie ihm Feſſeln geben, und legen es auf Roſen, um es nachher mit deſto ſchärfern Ruthen zu peitſchen. Wo nun aber die Menſchen im Rauſche ſinnlicher Vergnügungen ihr Leben verſchwelgen, ſind ſie nur Sklavenſeelen, die der Ruf der Freiheit nicht mehr wecken kann. Polykrates gründete ſeine Tyrannei dadurch am beſten, daß er die Gymnaſtik (die Uebungsſchule der Tapferkeit und Sittlichkeit) verbot, und Samos weichlicher als Lydien ſelbſt machte. Als

Xerxes auf die Babylonier zürnte, welche von ihm abgefallen waren, bezwang er ſie, verbot ihnen Waffen zu tragen; aber er befahl ihnen (wie wir dies aus Plutarch's Sprüchen der Könige und Feldherren wiſſen) Geigen und Flöten zu ſpielen, öffentliche Liebeshäuſer und Schenken zu beſuchen, und Gewänder mit weiten Falten zu tragen, um ſie zu verweichlichen. So waren Reichthum und Schwelgerei auch dein Tod, o Athen! eben ſo der deine, o Rom! und ſelbſt der deinige, du einſt mäßiges, und tugendhaftes Sparta! — —

Darum ſoll man im Volke, wie im häuslichen Kreiſe, Freude und Vergnügen nie ganz verbannen; vielmehr iſt es Pflicht, die Menſchen fröhlich zu machen, wenn gleich auch dieſes mit Maaß und Ziel! Fröhlichkeit erweitert unſere Natur; Traurigkeit verengt ſie. Traurige oder trübſinnige Menſchen ſind aller Tücke und Bosheit fähig; heitere dagegen meiſtens gutartig. — „Wahrhaftig (ſagt Benedikt Spinoza in ſeiner Sittenlehre, 488), nichts als ein ſauertöpfiſcher, ſchwermüthiger Aberglaube verbietet, ſich zu beluſtigen: denn warum ſollte es mehr anſtändig ſeyn, Hunger und Durſt zu ſtillen, als Schwermuth zu vertreiben? Keine Gottheit, noch Jemand anders, er müßte denn neidiſch ſeyn, kann ſich an unſerem Unvermögen oder Ungemach vergnügen; noch unſere Seufzer, unſere Thränen, unſere Furcht — welche Zeichen von einem ohnmäch-

tigen Gemüthe ſind — für eine Tugend anrechnen; (wenn es gleichwohl eine heilige Traurigkeit über eigene oder Anderer ſittliche Gebrechen gibt, welche ſelig geprieſen ward, mit dem Beiſatz, daß ſie getröſtet werden ſoll im Himmel! Matth. 5, 5); vielmehr umgekehrt: je größere Freuden wir genießen, deſto größerer Vollkommenheit nähern wir uns!“ Was jedoch nur von anſtändigen Freuden verſtanden werden kann; denn übrigens weiß man zu gut, daß auch Trübſale eine Schule der Weisheit ſeyn können, und ein großer Freudentaumel eher zur Thorheit als zur ſittlichen Vollkommenheit führt. Der Staat erlaube demnach den Menſchen Vergnügungen; man ſpanne keine Saite zu ſcharf, daß ſie nicht ſpringe; man erſticke nicht den ſüßen Hang zur Freude, ſondern veredle ihn, daß er nicht den grauſamen Fechterſpielen der Römer, oder den Stierkämpfen der Spanier, oder den frechen Orgyen niederer Wollüſte gleiche; man erwecke den Trieb zu geiſtigen Vergnügungen, führe den Menſchen, wie möglich, dem reineren Wonnetempel der Muſen und Weisheit zu, ſuche durch Freuden, deren Unſchuld und Lauterkeit nicht zu erröthen brauchen, allen Bürgern den Theil ihrer natürlichen Freiheit, die ſie der Ordnung wegen dem Staate opferten, zu erſetzen, und ihr Loos nach Möglichkeit zu verſüßen.

„Einſamkeit (ſagt Seneca, 25. Brief) iſt

die Quelle alles Uebels.“ Dies verſteht ſich, bei einem Volke, das unterm Tyrannenjoche ſchmachtet; weil es da in ſich verſchloſſen gefährliche Dinge brütet. Aber auch im Ganzen genommen bleibt dieſer Satz wahr: Menſchen müſſen öffentlich oder privat, immer viel und gern beiſammen ſeyn; es iſt beſſer, ſie hüpfen, tanzen und ſuchen geſellige Freuden, als daß ſie ſich vereinzeln, und heimtückiſch einander ihre Pfade belauſchen. Die alten Geſetzgeber — die immer unſere Meiſter in der Kunſt, Menſchen zu bilden, bleiben — verſtanden und nützten beſſer, als wir, dieſen Grundſatz der Volksbeluſtigung; ſie lenkten den Genius ihrer Nation mehr durch Freude und zweckmäßige Vergnügungen, als durch Zwangsmittel. Plato (im 2. Buche von den Geſetzen) ſagt: „Der erſte Unterricht (die erſte Erziehungsweiſe) hätte durch die Muſen und den Apollo zu geſchehen.“ Aus jener Alten Zuſammenkünften, aus ihren Reden, ihren Gaſtmahlen, leuchtet eine gewiſſe edle Freimüthigkeit hervor, die unter uns verloren gegangen iſt; alle ihre Verfaſſungen waren auf dieſen Grundſatz gebaut. Lacedämon, die Kriegslehrerin, beſchäftigte ihre Bürger mit allem, was Krieger, was öffentliche Staatsmänner bilden kann, und ward die Mutter der größten Helden. Athen ging mehr darauf aus, den Verſtand des Menſchen zu entwickeln; ſetzte alſo mehr geiſtige Vergnügungen ein, und bildete ihre Bürger zu den

witzigſten, ſcharfſinnigſten, die je geweſen. Wir Neuere, dünkt mich, ſehen zu wenig darauf, wie viele, oder welche Vergnügungen auf den Volkscharakter Einfluß haben; wir behandeln dieſen Gegenſtand zu wenig; wir geben da zu viel, dort zu wenig, und ſuchen manche Beluſtigungen nicht in Schranken zu halten, (wie zum Beiſpiel, bei den nächtlichen Schwelgereien in gemeinen Schenken, oder auf Tanzböden) wo ſie zu wenig beaufſichtet werden, daß ſie keine Störer der Tugend werden. Ueberhaupt iſt das individuelle Glück des Volks das wenigſte, deſſen man ſich heut zu Tage bekümmert; wir zählen kaum einige, oder gar keine National-Volksfeſte, woran Alles Antheil nähme, ſondern die Hauptmaxime iſt, mit Horaz auszurufen:

„O ihr Bürger, ihr Bürger! vor allem ſuchet nur Geld auf;
„Habt ihr dieſes verſchafft, dann mag die Tugend was gelten!"

— Was liegt uns daran, ob die Bürger vergnügt, ihre Sitten rein ſind, und ob ihr Charakter gebildet iſt? wenn ſie nur zahlen, und ihre Glieder in die Kriegsheere paſſen! Der vorherrſchende Handelsgeiſt, und manche traurige Ueberbleibſel des Feudalſyſtems (worunter die, nun verſchwindende, Leibeigenſchaft lange gehörte) haben unſere Staaten frühe und von Grund aus verdorben.

Wie viel etwa Klima, Nationalität, Re-

ligion, und politiſche Verfaſſung auf die Menſchen einwirken. haben bereits große Denker, wie Montesquieu, Helvetius, und Andere gezeigt. Aber manche von dieſen Männern ſchreiben oben angezogenen Urſachen bald zu viel, bald zu wenig Einfluß zu. Es ging in dieſem Erörterungsſtreite, wie in allen andern Dingen: man zankte, ohne ſich zu verſtehen; und ſpielte oft mit Worten, ſtatt daß man richtiger hätte beſtimmen ſollen. Bei der Charakterbildung eines Volkes thut das Klima nicht alles; wohl wirkt der Himmelsſtrich auf den Boden ein, worin der Saame aufkeimt; zart und ſchön unter einem milden Himmel, rauh und ungeſtaltet in wilden Gegenden; aber Erziehung pflegt und bildet dieſen Keim; Religion und politiſche Verfaſſung bringen ihn zur Reife, und benützen ſeine Früchte! Da nun die Menſchheit überhaupt die edlere Ausſaat des Himmels iſt, ſo darf es für Niemanden eine gleichgültige Sache ſeyn, wie ſie keime, blühe, oder verblühe! Nationen verhalten ſich wie einzelne Menſchen. Man kann ſie ebenfalls in zwei Hauptklaſſen theilen: in die, der außer ſich wirkenden, und in jene, der ſich zurückziehenden. Der Südländer, den die Hitze des Klima's erſchlafft, der folglich an Weichlichkeit und Wohlleben gewöhnt iſt, benimmt ſich träge und furchtſam; ihm liefert ohne Anſtrengung die Fruchtbarkeit des Erdreichs alles, und wohl noch

mehr, als ſeine Bedurfniſſe erheiſchen. Warum ſollte er ſich alſo viel bewegen, oder thätig zeigen? Die Natur hat ihm alles ſchon vorbereitet, gleichſam die volle Tafel gedeckt: was blieb ihm da zu thun noch übrig? Er kennt nichts ſüßeres als Müßiggang; das Denken über Vergangenheit und Zukunft haben keinen Reitz für ihn; er genießt nur das Gegenwärtige. Umrungen von Sklaven und Weibern verlebt er ſeine Tage im Schooße der weichlichſten Ueppigkeit. Hier nun, im heißen Klima, war von jeher der Sitz des Despotismus, weil ſich der Menſch einer gemächlichen Ruhe, und ſeiner Selbſtſucht zu ſehr hingab; nämlich hier wälzten ſich Sultane in Wollüſten, und gewaltſame niedergehaltene Völker gehorchten ſklaviſch. Auch Geſetzgebung und Religion ſind (einzelne ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet) auf dieſes Syſtem im Orient geſtimmt; ſie geben eine Menge ceremoniöſer Vorſchriften, Allegorien, Symbole, welche (wie bei den Hindus, in der Religion des Budda) die Einbildungskraft reitzen, ohne den Verſtand ſtark zu beſchäftigen; ſie verbieten die Aufklärung, und ſuchen die Völker im Schlummer ihrer knechtiſchen Trägheit zu erhalten. Wie anders dagegen iſt der Nordländer! In einem Himmelsſtrich verſetzt, wo die Hälfte des Jahrs hindurch Alles in einem Tod ähnlichen Schlafe liegt, wo die Erde nichts ohne Mühe hervorbringt, iſt er gezwungen, ſtark, thätig, unternehmend zu werden; ihm bleibt kein

Mittelweg zwiſchen Arbeitſamkeit oder tödtendem Mangel! Menſchen, die auf einem unfruchtbaren Boden viel verzehren, ſind reitzbarer, aufmerkſamer auf alles, was um ſie vorgeht; ſind mehr auf Erhaltung ihres Eigenthumes bedacht, weil es aus Wenigem beſteht, und durch Fleiß mühſam errungen iſt. Hier entſtehen mit andern Leidenſchaften andere Bedürfniſſe; daher der gähe, trotzende, leicht entflammte Charakter des Nordländers; daher die Felſenhärte, die Kühnheit, und das Hervordrängen, wenn der Stachel irgend eines Bedürfniſſes reitzt; daher die meiſten Eroberungen, Völkerwanderungen (der Celten, Gallier, Normannen, Allemannen, Scythen ꝛc.); daher die Staatenumwälzungen, welche viele Thätigkeit fodern, aus Norden: daher endlich jener rege Geiſt nach Freiheit und Unabhängigkeit. Der Nordländer iſt Jäger und Soldat; hat zum Erbtheil von der Natur Betriebſamkeit und Wachſamkeit, dichtet Heldenromane und Kriegslieder. Aſien hingegen iſt das Land der Liebe, der Schäferwelt, der Geiſter- und Feengeſchichten, der bildlichen Sprachen und Wiſſenſchaften, die nur im Schooße der Ruhe zuerſt entſtehen konnten.

Wenn wir die Geſchichte mit philoſophiſchem Auge betrachten, ſo finden wir in jeder Epoche einen gewiſſen Ton, der auf Geſetzgebung, Moral, Religion, Wiſſenſchaften einfließt, oder ſie modificirt; es fragt ſich nun, wie die leidende Kraft ſich

in den verſchiedenen Zeitaltern geäußert habe? Hier ſind zwei Bemerkungen vorauszuſenden, die uns bei dieſer Unterſuchung zum Maaßſtabe und Prinzip dienen können. 1) Alle politiſchen Körper ſind Maſchienen, deren Zuſammenhang (Conſiſtenz) nur durch Zwang und Mechanismus feſtgehalten wird; abſolute, das heißt, unbedingte Freiheit hier zu fodern, wäre ein Hirngeſpinnſt (eine Chimaire), eine platte Unmöglichkeit. Gleichwohl iſt ſittliche Freiheit und Ausbildung der Vernunft, das edelſte Kleinod des Menſchen. Jene Staaten ſind alſo die vortrefflichſten, welche dieſe Freiheit am wenigſten beſchränken, und keine moraliſche Kraft durch Zwang unterdrücken. Jene hingegen, die ihre Bürger nicht für ſelbſtſtändige, freie, vernünftige Weſen anſehen, da ſie ſich doch um ihrer Sicherheit und Vortheile wegen urſprünglich durch eine Art von Vertrag in Geſellſchaft begeben hatten — (nämlich unter dem Schutze des Mächtigeren für Gegendienſte leben zu wollen) jene Staaten ſag' ich, welche die phyſiſche und ſittliche Freiheit ihrer Individuen unterdrücken, ſie mehr leidend als thätig machen — dieſe handeln den Geſetzen der ewigen Weisheit entgegen, ſchänden die Natur des Menſchen, und bewirken durch ihren Zwang nichts als Lähmung, innere Gährung, Zerrüttung. — 2) Volksaufklärung ſollte zwar durch alle Klaſſen gehen, da ſie ſonſt keine ächte

iſt: allein! wir irren, wenn wir die Vortrefflichkeit einer Geſetzgebung, Moral, Religion, blos nach ihrer Wirkung auf die Geſammtmaſſe des Volks abwägen, da deren wohlthätiger Einfluß ſich in ſeiner ganzen Fülle meiſtens nur bei den helleſten und denkendſten Köpfen einer Nation äußert. Im beſten Staate bleibt das Volk in ſeiner Maſſe immer Pöbel, immer ein blinder Haufe, den mehr ſinnliche Eindrücke und dunkle Triebe, als reine Vernunft leiten. Wahre Tugend iſt in allen Zeitaltern ſelten; und alle großen Männer blickten, wie Sonnen aus dunklem Nebel hervor; ja ſie waren von einem Heere müßiger Gaffer und Neider umringt, die ſie mißverſtanden, höhnten, und ihre Plane zertrümmerten. Seyd Zeugen ihr Alle, die ihr als Weiſe und Geſetzgeber die verdorbene Welt glücklich machen wolltet, und dafür Undank einärnten mußtet! Pythagoras du, und Sokrates, und ihr andern Wohlthäter der Menſchheit, ſeyd Beweiſe davon!! Die Natur muß lange arbeiten, und die Vorſehung Wunder thun, bis ſie aus der Menge ihrer abgenutzten und entarteten Menſchenformen einmal wieder eine große, edle Seele, im ſchärfſten Ebenmaaße erſcheinen läßt; ja bis Zeit und Umſtände ſich vereinen, die ſchlummernden Kräfte eines großen Geiſtes zu wecken!! Mittelmäßigkeit iſt der Sterblichen Loos; und die Tugenden eines Epaminondas, Timoleon, Ariſtides, Sokrates, Platon ꝛc. ſind mit zu

vieler Mühe und Selbſtverläugnung verknüpft, um öfters auf dieſer Erde zu glänzen. —

Unter dem ſchönſten Himmelsſtriche Aſiens, wo größtentheils ein ewiger Friede und Frühling blüht, war wahrſcheinlich (wie es Moſaiſche und andere Schöpfungsgemälde andeuten) die Wiege der menſchlichen Geſellſchaft; wo zuerſt die Familie entſtand, die einfachſte und reinſte aller Verfaßungen; wo nur ein Wille Aller war, und Liebe das Band zwiſchen Kindern und Aeltern, das Vaterwort und kindlicher Gehorſam den Kreis enger knüpfte und ſchloß. Nach dieſem Urbilde entſtanden aus der Verſammlung mehrerer herangewachſenen Familien jene großen Reiche, deren Völker durch Klima und natürlichen Hang für Ruhe zum Gehorſam gebildet, ſich den Befehlen eines thätigen, tapfern und weiſen Menſchen willig unterwarfen; Trägheit und Furcht war dieſer Völkervereine Urſprung, und der Grund ihrer Staatsverfaſſung. Daher rührte das Anſehen des ſchützenden Fürſten, daher die größere Macht der einſichtsvollen Prieſter, und daher endlich die heilſame Idee, daß Gott ſelbſt ihrer Verfaſſung unmittelbar vorſtehe, folglich Fürſt und Prieſter das Organ der Gottheit ſey, weil das Göttliche den für höhere Zwecke geſchaffenen Menſchen am beſten und ſicherſten in ſeinem Innerſten lenkt! Die Einfachheit ihrer Geſetze, Moral, Künſte war durchaus groß, erhaben, naturgemäß, dauernd — — aber nicht mit der

Zeit und den Kenntniſſen fortrückend, da ſie die einmal erreichte Stufe für die vollkommenſte, vollendetſte hielten, und folglich ſelbe nicht mehr verließen. In Grundſätzen, Verfaſſung und Künſten waren alle Aenderungen verboten; denn im heißen Klima ſind wenig Bedürfniſſe, ſind wenig anregende Beweggründe (Motive) zur Thätigkeit, wenig Verſchiedenheit in der Organiſation und Denkart, aber deſto mehr Biegſamkeit des Geiſtes: daher die Bereitwilligkeit dieſer gleichgeſtimmten Seelen, ſich unter dem allgemeinen Willen und Befehl des Fürſten zu begeben; daher die Einförmigkeit ihrer Rieſenwerke und Denkmäler, die innere Staatsruhe, die kindliche Einfalt ihrer Bürger, die gänzliche Hingebung (Reſignation) aller Kraft; wie wir das mit einem Blick auf das alte Aegypten bis nach China hin gewahren. Nur der Orient konnte ſolche Verfaſſungen von Größe und Ruhe hervorbringen; aber dieſe Ruhe war Erſchlaffung, Todesſtille! Was kann aus dem Menſchen werden in einem Staate, wo weder ſeine Vernunft angebaut, noch ſein Wille thätig wird? wo nur ein Sinn — der des Beherrſchers ſeyn darf? wo nur dieſer und der Prieſter denkt, die Andern alle aber blindlings gehorchen? wo die Religion in heiliges Dunkel voll myſtiſcher, oft abentheuerlicher Zeichen gehüllt, und Wiſſenſchaft und Regierungskunſt einzig Staatsgeheimniße und Familienerbtheile geblie-

ben? endlich wo fromme Betrüger, Gaukler und Taſchenſpieler, Zauberer und Beſchwörer die ſchon erhitzte Einbildungskraft und fixen Ideen dieſer Völker noch mehr täuſchten, ihnen Furcht erweckten um ihre Schwäche zu nützen?? — —

Vortrefflich ſagt Iſelin: (in ſeiner Geſchichte der Menſchheit, B. 6, 5. Heft) „Natur und Gewohnheit hatten dieſe Ruhe liebenden Völker gleich ſtark zum Gehorſame gebildet; ſie hatten bei ihnen der Liebe zur Neuerung faſt alle Zugänge verſchloſſen.“ Der blendende Wohlſtand des Fürſten, die unumſchränkte Gewalt des Satrapen, und das ehrwürdige Anſehen des Prieſters waren allzuweit über den Geſichtspunkt des Privatmannes erhoben, als daß ſich ſeine Begierden und Wünſche ſo weit hätten emporſchwingen können! Die Wünſche des Menſchen, der ſeiner ſelbſt ohnmächtig, gleichſam noch unmündig iſt, verirren ſich nicht leicht über das Gebiet der Möglichkeit. Alle Bürger waren alſo Kinder oder Knechte, die von dem Winke ihres Vaters, oder ihres Herrn abhingen; jeder aus ihnen ſorgte nur für ſich, und ließ den Fürſten für Alle ſorgen. Nichts Uebles thun war die größte Tugend: weiter hinaus ging ihre Kraft nicht. Gewohnheit, Eigennutz, und individuelle (angeeignete) Neigungen waren die einzigen Triebfedern jener ungeheuern Staatsmaſchinen in Aegypten, Perſien und Babylonien ꝛc.! — Hier alſo, in einem ſolchen Zu=

ſtande politiſcher Verfaſſung leidet der Menſch nicht mehr, als er gerade wirkt. Solche Familienregierungen, Theokratien, Deſpotien können den ruheliebenden Menſchen Genüge leiſten; können Friede, Größe, Macht und Glanz hervorbringen; aber es kann ſich bei ihnen weder Vernunft, noch Freiheit weiter ausbilden und äußern. Das Prinzip (der Grundſatz, das Weſen) des Deſpotismus iſt der individuellen Wirkſamkeit zu ſehr entgegen geſetzt; es darf nur auf einen friedlichen Regenten ein ſittenloſer Sultan folgen, ſo artet die vorhergegangene Vatermilde der Regierung bald in Tiegergrauſamkeit, in Tyrannenlaune aus; dann iſt kein Bürger mrhr ſeines Eigenthumes ſicher; zahlreiche Köpfe fliegen auf den Wink eines Veziers!

Weit edler erſcheint Griechenland in den Zeiten eines Lykurgs, Solons und Perikles. Hier ſuchte man vorzüglich den ſittlichen Sinn auszubilden; alles, was auf Vervollkommnung des einzelnen Menſchen und ſeiner Verhältniſſe ging — Freiheit, Seelengröße, Lebensweisheit — ward aufs deutlichſte beſtimmt. Wie ſehr erhebt es ſich in der Geſchichte vor jenem Staate, den man lange als die Mutter der Wiſſenſchaften anſah, und der ſo viele Bewunderer fand? nämlich Aegypten! Doch ſcheint ſich dieſe Bewunderung mehr auf Vorurtheil als auf ächte Unterſuchung zu gründen. Wie vieles

haben denn wohl andere Völker in der Baukunſt, Bildnerei, Malerei den Aegyptiern zu danken? Im Grunde wenig oder nichts. Man trifft zwar noch auf dortigem Boden erſtaunenswürdige Maſſen von Gebäuden an — Werke des Deſpotismus, des Stolzes, und einer falſchen Größe; aber ohne wahre Schönheit, ohne Reitz, ohne weſentlichen Nutzen ſind jene Obelisken, Pyramiden, Labyrinthe, künſtliche Seen! Ihre Kunſt, die eine Sklavin der finſtern, ſeltſamſten Religion war, und vermöge des Thierdienſtes die häßlichſten Vorſtellungen bilden mußte — dieſe Kunſt konnte ſich nie über die erſte Rohheit (in der Zeichnung ihrer Figuren) erheben. Was ſollen wir nun von ihrer ſo geprieſenen Philoſophie denken? da Pythagoras, der doch Weisheit daſelbſt ſoll geſchöpft haben, bei ſeiner Zurückkunft nach Griechenland eine Hekatombe opferte, weil er den 37. Satz im 1. Buche der geometriſchen Analyſe des Euklides von Alexandrien aufgefunden hatte? da ferner Thales einen Stier opferte, weil er herausbrachte, wie man ein rechtſeitiges Dreieck in einem Zirkel machen müſſe? Wie wenig Mathematik müſſen ſie beſeſſen haben, da dieſer Thales ſie erſt lehren mußte, die Pyramiden nach deren Schatten zu meſſen?? — Auch ihre Hieroglyphen, oder Zeichenſchriften, denen man ſo viel geheimnißvollen Sinn beilegt, und ſie für einen Schatz von Kenntniſſen hält, tragen mehr

das Gepräge der erſten, mangelhaften Anfänge der Schreibkunſt eines unkultivirten Volkes an ſich, das nur Hauptbegriffe, ohne zuſammenhängende Uebergänge bildlich auszudrücken wußte. Demnach war Aegypten wohl überhaupt die Mutter der Künſte, und mußte es auf dieſe Weiſe ſeyn, da ihr Klima — das wenige Bedürfniße heiſchte — und ihre große Bevölkerung (wozu der Trank des Nilwaſſers beitrug), ſie frühe aus dem Stande der Wildheit zog. Aber eben dieſe Urſachen waren auch (wegen des Stilleſtehens) dem Genie hinderlich; daher ſucht man rege Thätigkeit des Geiſtes, edle Anſtrengung, und große Unternehmungen vergebens bei ihnen!

Die Künſte, die geiſtige Ausbildung, mußten alſo zu ihrer weitern Entwickelung ein Klima, wie das Griechiſche, haben; wo Verſchiedenheit des Bodens, und Veränderlichkeit der Witterung den Menſchen mehr Bedürfniße und Anregungen gibt. Hier entwickelten ſich bei einem natürlich reitzbaren Volke jene Keime der Freiheit, jene lieblichen Früchte ihrer Muſen und Künſte, die uns aus ihren Ueberbleibſeln in tauſend ſchönen Geſtalten noch immer entgegen duften, und ihre Geſchichte ſo unbeſchreiblich reitzend machen. Wie fein war ihr Sinn für's Schöne und ſittlich Gute! Wie ſehr ward nicht dieſer Sinn durch Religion, Regierung und politiſche Verfaſſung ausgebildet! Zwar war das Aeußerliche ihrer Religion ein

Gewirre von Vielgötterei; ihre Göttergeſchichte ſelbſt eine wahre Klatſchgeſchichte menſchlicher Thorheiten; ihr Gottesdienſt der blindeſte Aberglaube — ja, ſie konnten ſich in dem Begriffe eines oberſten, das Weltall regierenden Weſens nie über eine fatale, das heißt, eine verhängnißvolle, blinde Nothwendigkeit (das Fatum) erheben, welcher alle ihre Gottheiten unterworfen waren. Ihre Götter ſchienen ihnen mit dem Schickſal der Menſchen zu ſpielen, und ſie nach Launen zu lenken! Spuren dieſes Glaubens und dieſer Furcht, die daraus entſteht, findet man in allen ihren Dichtern. Homer, der ſich doch bisweilen zur Idee eines einigen Gottes erhob, iſt voll von ähnlichen leidenſchaftlichen Spielen der Götter; ſo ſind es auch die Tragiker. Selbſt Kalimachus, ein Myſteriendichter, ſagt in der zweiten Hymne auf das Bad der Pallas: „Dies iſt der Wille, dies ſind die Geſetze Saturns: Wer ohne Wiſſen der Gottheit, eine Gottheit ſieht, ſoll es theuer entgelten! Göttliche Frau, dies ſein Schickſal (des blind gewordenen Thebaners, und Wahrſagers Tireſias) bleibt unwiderruflich. Schon als du ihn gebarſt, haben es die Fäden der Parzen alſo verhängt. Erkenne nun, Everide, dein obwaltendes Schickſal!“ Die Prieſter ſolcher Gottheiten hatten Urſache, dieſen Glauben zu ſtärken, weil ihre Gewalt dadurch größer ward, und

dabei einträgliche Opfer, Luſtrationen, Gebete, nothwendig wurden. Dieſem Aberglauben hingen viele der Aufgeklärteſten nach: ſelbſt Sokrates war nicht frei davon; und in Xenophon's Schriften ſind manche Stellen, die ſeine heilige Verehrung davor ausdrücken.

Doch enthielten ihre religiöſen und geſchichtlichen Fabeln auch wieder manches Schöne, und Seelenerhebende; beſonders einen reichen Stoff für den Künſtler. Schon die Idee, durch ruhmvolle Thaten einſt unter die Zahl der Heroen zu kommen, ſich den Göttern zu nähern, und ſo — vom Volke verehrt zu werden; ſchon dieſes ſtolze Gefühl, eine möglich aufſteigende Leiter von der niedern Menſchheit bis zur höhern Götterklaſſe zu wiſſen, mußte von der einen Seite Muth und Kühnheit entflammen — von der andern dem Künſtler den herrlichſten Stoff zur Entfaltung ſeines Talentes darbieten. Alsdann wurde das bemerkte Fehlerhafte der Religion durch Philoſophie und Myſterien (geheime Geſellſchaften) geläutert; hier fand der Denker Stoff und Befriedigung für ſeine Vernunft; hier verehrten die Beſſeren und Einſichtsvolleren den einzigen Gott, während das Volk vor ſeinen Götzen kniete. Beſonders waren Sokrates und Zeno's Schule die Bildnerin der edelſten und größten Menſchen: hier lernte man leiden und wirken, geben und

empfangen nach den einzig wahren Vorſchriften der Vernunft. Mehr aber auf das Ganze Griechenlands wirkte die Gymnaſtik (Leibes- und Geiſtesübung), dann ihr beſonderer Hang für politiſche Freiheit. Jene (die Gymnaſtik) bildete eine glückliche Harmonie zwiſchen phyſiſchen und geiſtigen Kräften, die dieſe in Thätigkeit ſetzte. Rednerkunſt, Poeſie, Muſik, Tanz und Mimik (Gebärdenſpiel) waren nicht ein eitles, leeres Ergötzungswerk, ſondern eine wahre Staatsangelegenheit. Der Redner wirkte auf's Volk; der Dichter ſang Thaten der Väter, oder lebender Helden; Maler und Bildhauer verewigten große Menſchen; Muſik und Tanzkunſt waren Volksfreuden; das Theater eine Schule großer Thaten, oder eine Geißel der Thorheit. Doch — wo ſich der wahre Genius der Griechen, ihre Thätigkeit, ihre Sorge für Ausbildung des Körpers, ihr Hang für Liebes- und Freundſchaftsbündniſſe am ſchönſten äußerte, waren — ihre Feſte, Spiele, und Volksverſammlungen. Zwar war in Rückſicht der innern Einigkeit dieſes gebildete Griechenland nie im Zuſtande einer wahren, dauernden Ruhe: denn — wie konnten ſo zuſammengeſetzte, ſo verſchieden organiſirte Maſchinen, als die griechiſchen Republiken, die überdies mit der übrigen Welt noch nicht ſo verbunden waren, wie die heutigen Staaten Europa's — wie konnten

ſie, die vermöge der alten Politik alle Nachbaren für Barbaren, hielten, und ſtolz genug waren, ſich für die ächten Weltbeherrſcher zu halten (worauf Ariſtoteles in ſeiner Abhandlung über Politik 1. B. 1, Kap. ſeine ganze Staatskunſt gründete), wie konnten ſie dieſe innere und äußere Ruhe genießen? Mußte ihr Stolz, ihr Luxus, nicht den Neid ihrer Nachbaren rege machen? Mußten im Innern durch Reibung ſo vieler Kräfte nicht alle Leidenſchaften geweckt werden?? Aber eben dies gab ihrem Geiſte größere, mannichfaltigere Wirkſamkeit; ein weites Feld für Druck und L:iden. Nun bildet den Menſchen nichts mehr als Druck und Leiden: Wohlſtand hingegen erſchlafft, macht ſelbſtſüchtig, träge. Nur im Ungemach lernt man ſeine Kräfte kennen, ſie ſchätzen und gehörig brauchen: lernt in Andern ſuchen, was man ſelbſt nicht hat; ja, nur in der Reibung wird die Flamme entlockt, dem Kieſel durch Schlagen der Funke entzogen, und eben ſo durch äußeres Drängen unſere innere Thätigkeit entwickelt. Große Männer bildeten ſich meiſtens im Drucke; Staaten wurden gewöhnlich durch Widerwärtigkeiten klüger: da nämlich läutert ſich der Verſtand, da muß man die Schlacken vom wahren Gehalte ſcheiden; und die Erfahrung lehrt, daß Leiden (wie dies auch der Hauptinhalt des Evangeliums iſt) eine weit beſſere Schule als Glück ſey.

So gings den Griechen! nie erreichte ihre Thätigkeit einen höhern Punkt, nie ſchloſſen ſich der kriegeriſche Phalanx und die Freundſchaftsbündniſſe zur gemeinſamen Vertheidigung inniger, nie gaben ſie größere Merkmale von Muth, Tapferkeit und Vaterlandsliebe, als — da Perſien ihrer Freiheit den Untergang drohte. Da beſeelte ganz Griechenland ein Geiſt! da ſtarben jene Krieger bei Termopylä den neidenswerthen, edelſten Tod! — Aber nicht ſo rein, wiewohl reich an in- und extenſiver Größe war jener römiſche Staat, der urſprünglich ſich aus einer Rotte zuſammengelaufener Landſtreicher bildete, und zu ſolcher Rieſengröße heranwuchs, daß ihm bald die damalige Welt gehorchte. Aber Rom, aus den Trümmern kriegeriſcher Völker zuſammengeſetzt, konnte niemals dieſen kriegeriſchen Charakter ganz verlieren; ſelbſt im ſchönſten, das heißt gebildetſten Zeitalter Auguſts, mitten unter den Blüthen der Künſte, legte dieſe Siebenhügelſtadt ihre ernſte Miene nicht ab. Neben den Geiſteswerken Horazens, Virgils, Catulls, Ciceros, Tacitus ꝛc. lagen Spuren alter Barbarei; und Rom konnte weder in der Moral, noch in der Politik, noch in den Wiſſenſchaften überhaupt, die ſie meiſtens von Griechenland herüber brachten, den Schwung des griechiſchen Genius erreichen. Dagegen war feſte Tugend, Kühnheit und Ent-

ſchloſſenheit ihr Erbe; beſonders zeigten ſich dieſe Tugenden zu den Zeiten der Republik, wo Rom noch arm, aber bieder und charaktervoll war. Dieſer Geiſt ging mit dem letzten Brutus unter, oder äußerte ſich nach ihm nur noch als Funke einer edlen, aber verdorbenen Maſſe. Was Rom durch unerſättliche Herrſchſucht an äußerem Glanze gewann, verlor es ſpäter an innerem Gehalte. Es ward mächtig, aber zerrüttet; reich, aber laſterhaft; es ſtieg und fiel, erſt durch des Pompejus große Pläne, dann durch Cäſar's Ehrgeitz, durch Scipio's Kriege, durch Auguſt's Weichlichkeit, und ferner durch ſeiner Nachfolger ſchändliches Leben, (denn die römiſche Kaiſergeſchichte hat wenige Sterne aufzuweiſen) wie durch alle mannichfachen Urſachen, die krebsartig am Innern der Maſchine fraßen, bis der Druck mächtiger und roher, von außen heran dringenden Nachbaren ſie unter die Trümmer ihrer Größe fallen machte! Rom's Geiſt war alſo mehr kriegeriſch, als für's bürgerliche, wiſſenſchaftliche Leben eingerichtet. —

Aber ein Mittel, das unendlich wirkte, die wilden Sitten des Römers in ſanftere umzuſtimmen, und ſeine leidende Kraft zu erhöhen, war die Einführung des Stoicismus. Zwar fanden auch andere Lehrſyſteme Griechenlands in Rom Eingang; viele Römer waren Epikur's Lehre zuge-

than; andere folgten platoniſchen und pythagoräiſchen Schwärmereien; aber keine Lehre fand mehr Beifall, und war eigentlicher für Rom geſchaffen, als die der Stoa — weil ſie ſich auf ſtrenge ſittliche Freiheit, und Verachtung des Todes gründete. Sie bildete einen Brutus, einen Cato; milderte ſelbſt (wenigſtens eine Zeit lang) die Tigerſitten eines Nero, und lehrte den Epiktet in Feſſeln und Armuth (er war Sklave eines grauſamen Dieners des Nero) glücklicher ſeyn, als mancher Kaiſer im Pallaſte; machte Seneca und viele andere edle Bürger den Tod gleichgültig ertragen; äußerte ihren wohlthätigen Einfluß nie ſtärker, als da Rom in die äußerſte Verderbniß geſunken war, und die beiden Senatoren Thraſea und Soranus unter dem ſchändlichen Nero die letzten Beiſpiele ächten Römmerſinnes gaben; wie ſolches Tacitus (in ſeinen Annalen, 16. B.) auszuheben verſtand. Menſchenkraft kann demnach in ihrem ſittlichen Weſen nie ganz untergehen; es glimmen noch im verderbteſten Haufen Funken der Tugend; ja, wenn alles verloren zu ſeyn ſcheint, ſendet die Vorſehung Rettungsmittel; und je größer der Druck, deſto ſtärker erhebt ſich von der andern Seite das Streben nach Freiheit. Als man in der weiten heidniſchen Römerwelt zuletzt nicht mehr an die Götter glaubte, und auch nicht mehr die Philoſophen achtete, kam das Chri=

ſtenthum; während das Judenthum ſelbſt in ſich zu zerfallen begann! —

Am reinſten mußte die Menſchheit durch die einfache, für alle Lebensumſtände, Orte, und Zeiten paſſende Religionslehre ihres göttlichen Stifters in den erſten Tagen des Chriſtenthumes beſtanden ſeyn; und wäre damals ſchon das Chriſtenthum allgemeiner verbreitet geweſen, ſo würde ſich nach ſeiner Entartung ein deſto auffallenderes Urtheil über deſſen urſprüngliche Güte und Vollkommenheit haben geben laſſen. Immer aber hat es unendlich viel gewirkt, beſonders zu einer Zeit, wo die ausgeartetſte Vielgötterei, und die unter den Völkern aufgelöſ'ten Bande politiſcher Verfaſſungen ein allgemeines Verderben verurſachten. In ſolcher Verwirrung des raſch aufeinander folgenden Tyrannendruckes erſchien, wie geſagt, das Chriſtenthum, um Selbſtverläugnung, Duldung und Liebe aus den höchſten Beweggründen, aus Gehorſam für den Willen der Gottheit, nicht aus den Trieben des Stolzes und der bloſen Selbſtliebe, zu lehren! Keine Religion hat noch je die Pflichten des Menſchen ſo kurz und wahr umfaßt, wie die chriſtliche; nichts geht über das reinſte Beiſpiel im Leben Jeſu ſelbſt; und ſeine Vorſchriften paſſen für alle Völker, alle Reiche und ihre Verfaſſungen;

und daß ſeine Lehre noch nicht die Religion des ganzen Erdkreiſes iſt, daran ſind die Menſchen ſelbſt durch ihre Vorurtheile, durch ihren Eigenſinn Schuld. Allein! was wird nicht unter Menſchenhänden unrein? So verlor auch das Chriſtenthum bald ſeine erſte Würde, und nahm mit ſeiner Verpflanzung immer etwas vom Charakter jener Völker an, zu denen es wanderte. In Aegypten miſchte ſich's mit Theoſophie, Aſcetik, und Hang zur Einſamkeit; in Griechenland erbte es die ſchwatzhafte, zankſüchtige Sophiſtenwuth, die von Thales Zeiten bis auf uns herab dort zu Hauſe war, und artete zuletzt ſo aus, daß das ganze Kaiſerthum über elende theologiſche Zwiſte zu Grunde ging! — Das Römerreich, mit Rom ſelbſt, war im Stande ſeines höchſten Flors, als das Chriſtenthum entſtand; und obſchon es ſich Anfangs müheſam und nur unterm höchſten Drucke fortpflanzte, ſo lernte es endlich doch auch von dieſer Weltbeherrſcherin, was Herrſchſucht ſey; nahm den Glanz, den Stolz weltlicher Majeſtät an, hob ſein Haupt über alle andern Häupter empor, und gründete unter Gregor VII. eine ſo furchtbare Theokratie, daß alle Reiche unter die Gewalt des Pabſtes, als unter das vermeintliche Organ der Gottheit, gebannt wurden; ein ſolcher Oberprieſter vergab nun Länder und Welttheile wie Eigenthum; Könige waren ſeine Lehen-

träger, und ſeine Macht über alle Gewiſſen erhob ihn bald zum größten Despoten.

Indeſſen nahm das aſiatiſche Chriſtenthum eine andere Geſtalt. Ohnehin zur Schwärmerei geneigt, ergriffen dieſe Völker den Platonismus mit Begierde; vereinigten ihn mit ägyptiſcher Myſtik, Aſtrologie, und allem, was auf das Wunderbare Bezug hat; ſo entſtand ein Chriſtenthum, das mit dem ächten nur den Namen gemein hatte; das metaphyſiſche Grübeleien ſtatt ſittlicher Ausübung (Praktik), und Schwärmerei ſtatt reiner Tugend ſetzte; es war eine anklebende Folge des dortigen warmen Klima's: denn niemals war daſelbſt die Religion anders beſchaffen, außer man will den einzig reinen und edlen Feuerdienſt der Parſen ausnehmen. Das Chriſtenthum in Aſien bei den Bergprieſtern, Johanneschriſten; dann in Aethiopien, Indien, Perſien, China, Japan ꝛc. beſtand meiſtens nur in Reinigungen, Opfern, Ceremonien ꝛc. und machte mit dem Charakter des Heidenthumes, des Mahometismus, (der eben nur aus verworrnen jüdiſch-chriſtlichen Begriffen entſtand) der Braminen Schasda- und Fohi-Religionen ein ſeltſames Gemiſch; wozu noch kommt, daß öfters die ſchlechte Beſchaffenheit ſolcher chriſtlichen Glaubensverbreiter, und die oft elenden Beweggründe ihrer Religionsverpflanzung (nicht ſelten aus Herrſchſucht, Geitz und unduldſamer Beleh-

rungsſucht, wie in China und Amerika) der Chri-ſtanismus wenig Ehrfurcht und Zuneigung bei dieſen Völkern gewannen.

In den Abendländern kam das Chriſtenthum zu ſehr rohen Völkern; und, wie bemerkbar iſt nicht der Charakter ihrer Barbarei in den erſten Zeiten der occidentaliſchen Kirche! Hier herrſchte ſtatt orientaliſcher Kosmologie, (Grübelei über den Urſprung der Welt- und Gei-ſterſchöpfung) und ſtatt übertriebener Glaubens-reinheit, dummer Aberglaube und Sitten-loſigkeit; hier bekehrte man mit Feuer und Schwert, und trieb die Völker zum Taufaltar, wie eine Heerde Vieh zum Schlachtopfer! Man nehme die Bekehrungsgeſchichte der Sachſen (durch Karl den Großen), der Franken und Baiern, der Albigenſer im ſüdlichen Frankreich, der alten Skandinavier und Britten ꝛc. und ſelbſt die mei-ſten Religionszwiſte, die mehr oder weniger dieſen Charakter hatten! dann die Züge ins gelobte Land, die Wallfahrten, die Verſöhnungen durch Meſſen und Stiftungen (wegen begangener Verbrechen, oder übertriebener Frömmigkeit, bis ins Unendliche), die Gewalt der Mönche über die Laien ꝛc. kurz, man nehme den ganzen Ton der damaligen Frömmigkeit, und ſage: ob ein Funke vom wahren Geiſte Chriſti darin iſt? ob die Menſchheit damals nicht unter dem größten

Drucke ſeufzte, und mehr leidend als wirkſam war?? — Dies thut aber dem ächten Chriſtenthume nichts! ſein inneres Weſen bleibt ewig göttlich! und es wird immer um deſto mehr hervorleuchten, je bunter, verworrner, zweckloſer die äußern Verbrämungen ſind, die ihm Menſchenhände anhingen. Wahre Religion (wie ſolche der ächte Geiſt des Chriſtenthums lehrt) ſchrieb Gottes Hand tief in unſere Herzen; aber ihre Formen, ihr äußerer Dienſt wechſelt mit den Umſtänden und Neigungen der Menſchen. Zwar gab es Philoſophen, die geſagt haben, Chriſten könnten weder gute Bürger, noch Soldaten ſeyn: aber dieſe erkannten die Natur des Chriſtenthumes nicht. Es gebietet wohl Selbſtverläugnung und Verachtung alles Irdiſchen; aber gewiß nicht mit Hintanſetzung menſchlicher Pflichten! Und ſchreibt jene obige Selbſtverläugnung und Verachtung vergänglicher Dinge nicht auch die Philoſophie vor? Iſt nicht ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem geſellſchaftlichen Menſchen, und demſelben als Theil einer höhern großen Geiſterkette, die ins Unendliche reicht, und deren letztes Glied die Gottheit iſt? Kann man ſeinen Blick nicht nach dieſer entzückenden Höhe richten, und nach ihr ſtreben, und doch zugleich die geſellſchaftlichen Pflichten dieſes Erdenſtandes erfüllen?? Gebietet Chri-

ſtenthum vor allem nicht Liebe, Duldung, Gehorſam, und iſt ſie nicht darum ſchon Religion aller Völker?? —

Als der römiſche Staat ſich in ſeiner Größe verzehrt hatte, kamen trübe Zeiten für die Menſchheit. Rauhe Nomaden drangen vor, und verheerten die ſchönſten Gefilde; die Muſen flohen; es herrſchte Wildheit und Sklaverei; durch ſie ward das Lebensſyſtem nothwendig, da der Schwächere gegen perſönliche Dienſtleiſtungen (mit Waffen oder Habe) ſich unter den Schutz des Stärkern begab. Dies war eine neue Triebfeder, die auf die Menſchheit wirkte, obgleich nicht zu ihrem Vortheil; denn die individuelle (perſönliche) Freiheit verlor ſich dadurch immer mehr. Jetzt war Alles Edelmann oder Knecht; der Ritter Vaſall eines Fürſten, der ſeine Güter anerbte; der Kriegsmann, ſonſt mehr für ſich fechtend, ward jetzt unter das Heer und die Fahne des Lehensherrn gebannt. Es herrſchten andere Begriffe von Ehre, Tugend, Muth, und leidender Kraft! Geſetzgebung und Moral bildeten ſich nach dieſem ſeltſamen Princip. Eine der wunderſamſten Erſcheinungen des menſchlichen Geiſtes ſind — als Folgen des allgemeinen Ideenumſchwunges — die Zeiten der Ritterſchaft geweſen. Was für eine eigene Denkart in Abſicht der Liebe, Ruhmſucht und Tapferkeit?! welche Kräfte und Tugenden wurden

für die ſeltſamſten Objekte aufgewendet!! Liebe und Wildheit, Muth und Sklaverei, Großmuth und Barbarei wurden vereint, und machten das ſonderbarſte Gemiſch!! Es iſt, als wäre die Menſchheit damals in einer Art von Gährung geweſen, die nach den vorhergegangenen Stößen und Kämpfen, und der darauf erfolgten Geſetzloſigkeit (Anarchie), nothwendig war, um das vorhandene Geſchlecht für eine beſſere, ruhigere, das heißt, beſonnenere Epoche reif zu machen. Ihre abentheuerlichen Züge, Fehden, Turniere, Feuerproben, Liebesabentheuer ꝛc. waren alles ſinnliche Ausbrüche und Zeichen eines rohen, noch unentwickelten, feurigen Tugendgeiſtes: und obſchon ſich manche Ueberbleibſel dieſer Zeiten unter uns (am längſten in Frankreich) erhielten, ſo endigte doch dieſe Epoche mit den gewaltſamen, krampfartigen Bewegungen des Fauſtrechts, das nur eine Entartung jener Ritterzeiten war.

Lange genug hatten dieſe wilden Bewegungen gewüthet; es war Zeit, daß ein milderer Geiſt eintrat. Italien — längſt der Schauplatz kriegeriſcher Unruhen — ward auch wieder die Wiege und Wiederherſtellerin der Wiſſenſchaften. Jener einflußreiche Theil, der in den Zeiten der Verwirrung das Reich des Aberglaubens und der Sklaverei mit den rohen Gewalthabern gegründet hatten, Pabſt

und Mönche, ſteckten das Licht der Vernunft wieder an, indem Leo X. alle Künſte anzog, und die Klöſter, die damaligen Beſitzer der Wiſſenſchaften, Manuſcripte der Klaſſiker ſammelten. Zugleich erwachte der Geiſt des Handels, und verbreitete ſich über Europa. Wiſſenſchaft und Handel, dieſe beiden Zweige, welche Ruhe und Pflege fodern, konnten mit dem wilden Fauſtrechte, das jeden emſigen und vermöglichen Bürger, auf Reiſen oder in der Heimath befehdete, nicht beſtehen; dieſes Gewaltrecht fiel alſo, und ward durch den ſtändigen Soldaten erſetzt. Eine neue Kriegsmethode bildete ſich, die durch Erfindung der neuern Taktik und des Schießpulvers ihre Vollkommenheit erhielt. Auch die Wiſſenſchaften nahmen einen neuen Schwung, und eine andere Richtung, ſowohl in Rückſicht der Form als des Zwecks; der Form, weil ſie 1) nun aufhörten, Geheimniß, Familienerbtheil, oder der Beſitz des geiſtlichen Standes ausſchließlich zu ſeyn; folglich Jeder denken durfte, und durch Erfindung der Druckerei der Kreis aller Kenntniſſe ſowohl als der Denkfreiheit ſich immer mehr ausbreitete; 2) weil man weislich anfing, die Fächer der Wiſſenſchaften zu trennen, und jeden Theil beſonders zu bearbeiten, wodurch dieſelben nicht allein an innerer Gediegenheit (Intenſivität) ſondern auch an Ausdehnung (Extenſion) zunahmen, folglich

die Thätigkeit des Menſchen auch ein reicheres Feld gewann. In Rückſicht des Zwecks, wodurch geſchah, daß die folgende Periode ſich in ihrer Forſchung mehr auf Phyſik, und überhaupt auf nähere Kenntniß der Natur- und Länderkunde verlegte, ſtatt daß bei den alten Griechen die individuelle Vervollkommnung des Menſchen, und was dahin Bezug hat, als Moral, Politik, Geſetzgebung bearbeitet und verfeinert ward. Bei uns iſt daher Mathematik, Naturgeſchichte, Phyſik, Chemie jetzt ſchon zu einer Vollkommenheit gebracht worden, die den Alten unbekannt war. Ueberhaupt ſcheint ausgemacht zu ſeyn, daß alle (oder doch viele) Kenntniſſe weiter fortgerückt ſind, und an Klarheit, Beſtimmtheit, Reichthum gewonnen haben. Konnte es auch wohl anders ſeyn, da alle denkenden Weſen, ihrem Triebe zur Vervollkommnung (Perfectibilität) nach, nicht auf einem Punkte ſtehen bleiben dürfen, ſondern immer mehr und mehr wachſen müſſen?? — —

In Rückſicht der ſtaatsbürgerlichen Geſellſchaft ſtehen zwar, überhaupt genommen, hie und da die Menſchen auf einem beträchtlichen Grade der Verderbniß; dort nämlich — um es frei herauszuſagen — wo die Staaten nicht nach ächten (moraliſchen, ſondern mehr pekuniären) Grundſätzen handeln. Gleichwohl iſt dieſer Zuſtand noch

dem vorzuziehen, worin die Menſchheit einſt unter dem Drucke des alten heidniſchen Roms, und der darauf gefolgten päbſtlichen Gewalt geſtanden; wo alle einzelnen geiſtigen Kräfte von der Uebermacht einer einzigen Kraft niedergehalten wurden. Die fortſchreitende, täglich zunehmende Aufklärung aber wird hoffentlich die Rückkehr ſolchen Uebels entfernt halten; obſchon das Syſtem der Mächtigen zu allen Zeiten ſich mehr zur deſpotiſchen Alleinherrſchaft hinneigte. Man ſollte glauben, daß, je kleiner die Theile der bürgerlichen Geſellſchaft wären, deſto glücklicher die Menſchen (weil deſto ſicherer ihre Freiheit) ſeyn müßten? Reine Moral, und Einheit in Grundſätzen kann ſich wohl nur in einem kleinen Haufen beſſer erhalten, weil darin dies Ziel leichter zu erſehen und zu erreichen iſt; und ſonach dürften kleine Staatengebiete, und Republiken glücklicher ſeyn? was dennoch auch nicht immer der Fall war! Der Menſch ſucht zwar ſeine geſellſchaftlichen Bande immer enger zu knüpfen; nun ſind aber die Theile, woraus eine große Staatsmaſſe beſteht, viel zu ungleichartig (zu heterogen); man ſucht ſich daher in kleinen Körperſchaften näher zu verbinden. Ein eigener Geiſt — der freilich höchſt ſchädlich wird, wenn er dem allgemeinen Ordnungsgeiſte, und dem Wohl des Ganzen widerſtrebt — belebt jeden dieſer kleinern Kreiſe, und

erzeugt den Gemeingeiſt (esprit de corps), der ſo mächtig wirkt; ſey es nun, daß ein Unterſuchungsgeiſt, ein Erwerbstrieb, ein gemeinſames Geſchäft, oder deſſen Vertheidigung der Zweck des Verbandes iſt. Je mehr nun ein ſolcher Gemeingeiſt ſich mit dem Wohl der Menſchheit verträgt; je mehr er auf Sittlichkeit gegründet iſt, und Liebe, Duldung, Humanität verbreitet, deſto vortrefflicher iſt er. Viele Verſuche dieſer Art geſchahen, und arteten dennoch mit der Zeit aus; wie es bei allen religiöſen, bürgerlichen, und andern Ordensverbindungen der Fall war! Unter allen Verbindungen iſt darum die der Freundſchaft die lauterſte, heiligſte und dauerndſte, worin reine und gleichgeſtimmte Seelen zu einem edlen Zwecke ſich verbinden, die nur der Tod trennen kann. Nichts iſt rührender, ſeelenerhebender und zum Guten anſpornender als die Freundſchaftsbande eines Oreſtes und Pylades, eines Davids und Jonathans, eines Heinrichs und Sully's: ach wie ſelten leuchten ſolche tröſtliche Zwillingsgeſtirne auf dieſer Erde!! — Mehrere Menſchen können — wie geſagt — für eine Zeitlang ein ſo enges Band eingehen; auf dieſe Weiſe bildeten ſich geheime Geſellſchaften. Doch ſehen wir, daß auch hier nur unter Wenigen eine wahre Uebereinſtimmung ſeyn kann; und daß ſie ausarten, ſobald ſie ſich zu ſehr und zu fremdartigen Zwecken

ausdehnen wollen. Der geſellſchaftliche Zuſtand dürfte alſo wohl nicht beſſer werden, als bis ſich die Bande zu großer Staaten in mäßigere auflöſen, und in kleinere Geſellſchaften begeben, worin die Menſchen weder inneren noch äußeren Druck ſo leicht zu befürchten haben; weil zu große Maſſen Koloſſe ſind, die das Gleichgewicht der übrigen Staaten überhaupt, und die Freiheit der einzelnen Bürger insbeſondere gefährden. Zeit und Umſtände werden dieſes herbeiführen; und ein Mittel wird dazu hauptſächlich beitragen, nämlich Bevölkerung und vermehrte Landkultur.

Ein Staat iſt wohl nur dann erſt recht glücklich, wenn kein Fleck ſeines Landes unbebaut bleibt; wenn die Laſten gleichartiger und verhältnißmäßig vertheilt ſind; wenn jeder Bürger hinreichende Nahrung oder Verdienſt finden kann: denn nur da, wo Jeder nach ſeinen Kräften beſchäftigt iſt, werden die Theile der bürgerlichen Geſellſchaft gleicher; da ſchwindet Stolz, Neid, Herrſchſucht mit allen ihren Parteiungen. Iſt die Bevölkerung zu ſtark, ſo entſtehen Auswanderungen, Völkerzüge in andere, oft öde Gegenden; die Erde wird urbarer, fruchtreicher; die nützliche Thätigkeit wächſt, und der Menſchenhaß mindert ſich, je mehr der Menſch durch wechſelſeitige Hülfe ſeinen Brüdern näher kommt. Staaten

ſollten alſo durch nützlichen Erwerbfleiß die Bevölkerung befördern: denn ſo weiſe ſind die Geſetze der Vorſehung in der Natur, daß alles, was verdorbene Staaten hierin im verkehrten Zwecke thun, um durch Druck, Verfolgung, Intoleranz der Bevölkerung zu ſchaden, gerade ein ſolch zweckwidriges Verfahren ſie ſelbſt befördert, indem es die Menſchen zwingt, ſich in friedlichere Gegenden zu verpflanzen, und noch mehr auszubreiten. Es verſteht ſich hiebei, daß auch hierin Einſchränkungen ſtatt finden, wo Armuth oder Unordnung ſolche Hinderniße darbieten. Aber auch unſer überſpanntes Kriegsſyſtem, unſer öffentlicher oder Privatluxus, und unſere übertriebenen Bedürfniße enthalten den Keim zu politiſchen Umwälzungen. Montesquieu ſagt (in ſeinem Geiſt der Geſetze, 15. B. 17. Kap.): „Eine neue Krankheit hat ſich in Europa verbreitet; ſie ergriff unſere Fürſten, und macht ſie eine übermäßige Zahl von Truppen unterhalten. Dieſe hat ihre Verſtärkungen, und wird nothwendiger Weiſe anſteckend: denn ſobald ein Staat dasjenige vermehrt, was er ſeine Truppen nennt, werden dies ſogleich auch die andern Staaten thun, ſo zwar, daß man hiedurch nichts gewinnt, als den gemeinſamen Untergang! — Jeder Monarch (wohl auch oft der kleinſte Regent) hält ſo viele Armeen, als er deren

nur haben kann, auf den Beinen, als ob die Völker in Gefahr wären, ausgerottet zu werden; und man nennt ſolchen Gewaltſtaat Aller gegen Alle einen Frieden!!" — Wahrlich, die Maſchinen ſind (konnte man vor der franzöſiſchen Revolution, und bei dem nachmaligen Kaiſerreiche des Korſen ſagen) zu zerrüttet, um länger halten zu können. Es müſſen neue Triebfedern geſpannt werden; die Menſchen müſſen ſich trennen, um ſich inniger zu verbinden.

Wenn man einen Blick auf unſere politiſchen Geſellſchaften wirft (wie ſie ſich in Schriften und Reden noch vor einigen Decennien äußerten), ſo erſtaunt man, wie weit die Auflöſung aller geſelligen Bande gediehen ſey; wie bei vielen Menſchen Geſetze, Ordnung, Regelmäßigkeit und die heiligſten Dinge lächerlich geworden; wie man immer zu zerſtören, umzureißen ſucht, ohne an Wiederaufbauung zu denken! Man hat bisher von allen Seiten (und zum Theil noch jetzt) auf Religion losgeſtürmt, daß nicht allein die Geſetze der poſitiven Gottesverehrung ſchwankend geworden, ſondern viele Menſchen auch kaum mehr der natürlichen Religion anhangen; ja daß der Glaube an ein ewig weiſes Weſen, an Unſterblichkeit der Seele, an ein künftiges Leben, und an Vergeltung des Guten und Böſen da-

ſelbſt (weil hienieden der letzte Akt der Gerechtigkeit nicht immer ſichtbar wird) ſich immer mehr vermindert! Wenn aber Sittenloſigkeit, Unglaube, Neuerungsſucht hieran Schuld ſind; ſo haben auch Prieſter, Lehrer, und Alle, die das ſinkende Religionsgebäude ſtützen wollten, oft durch ſchlechte, unpaſſende Vertheidigungsart, ſo wie durch den öftern Widerſpruch zwiſchen ihrer Lehre und ihrem Leben, viel Anlaß dazu gegeben. Denn, wenn man mehr auf Menſchen- als Gottesſatzungen ſieht; wenn man nur jene befolgt wiſſen will, den Geiſt dem Buchſtaben aufopfert, den Religionsanfechtern ſchlechte Gründe entgegenſetzt, und gleich den Phariſäern öffentlich Frömmigkeit heuchelt, um heimlich ſich alles zu erlauben: was Wunder, wenn man dann Mißbräuche und Schatten mit dem ächten Geiſte vermiſcht, und eins und das andere zuletzt als ein läſtiges Joch abwirft? —

Gleiches Schickſal widerfährt der Moral und praktiſchen Vernunftlehre. Zwar leiten blinde Triebe, Leidenſchaften, falſches Intereſſe den Haufen der Menſchen, ſo gut es gehen kann; und ſo viele Moraliſten wir auch haben, wird nicht die Moral noch meiſtens ſchlecht befolgt? Doch wäre das nicht der Fall, wenn die Sittenlehrer unter ſich einiger wären; erſt ihre Begriffe hierüber

vereinigten; bevor ſie Andere belehren wollen, und es nicht dadurch verdürben, daß ſie es zu gut zu machen ſuchen, indem ſie den Menſchen mit einem Haufen unzuſammenhängender Vorſchriften von Pflichten, Lebenszwecken, und Tugenden verwirren, wodurch die Sittlichkeit ſelbſt immer ſchwankender wird! Der Menſch irrt dann ohne ſichere Leitung umher, verachtet die Geſetze der Vernunft (weil ihn die breite Lehrſchwatzhaftigkeit ermüdet) und errichtet ſich ein eigenes Vergnügungsſyſtem, das ſeinen Sinnen ſchmeichelt, ſeine Natur aber verdirbt; das die geſelligen Neigungen von Freundſchaft, Liebe und Wohlwollen in ihm erſtickt, ihn zum unerträglichen Selbſtling (Egoiſten) macht, träge für jede ſchöne That, die Selbſtverläugnung fodert; die ihn ohne Theilnahme, ohne edle Begeiſterung, ohne ſittliche Kraft läßt, daß er ein kalter Witzling, ein kecker Rechthaber (Raiſonneur) wird, dem Religion, Staat, Geſetze, Ständeunterſchied, und was ſonſt den Menſchen ſeit Anbeginn ehrwürdig und heilig war, lächerlich erſcheint; der nichts wichtig findet, an nichts hängt, für nichts lebt, als für ſein ſich wichtig dünkendes — aber doch nur armes, kleines, unwichtiges Ich! — Wenn dieſe Seuche ſich häuft, endlich wohl gar den größten Theil der Bürger ergreift: dann iſt der Staat nichts mehr als ein geiſtloſer Körper, der nur

ſo lange ſtehen bleibt, als kein äußerer Druck an ihm rüttelt, und ſeine Theile trennt. Ich will nicht ſagen, daß ſolche Verderbniß ſchon allgemein ſey; daß ſie aber doch einen großen Theil unſeres Geſchlechts ergriffen habe; daß ſich die Zahl der Selbſtlinge täglich mehre, beſonders durch den unglücklichen Glauben, als ſeyen wir Alle höchſt aufgeklärt; daß durch dieſe falſche Aufklärung und übertriebene Selbſtſucht, durch dieſe Verfeinerung (Raffinirung der Geiſter), durch unſer Grübeln, Empfindeln, gerade an wahrer Glückſeligkeit, häuslicher Zufriedenheit, thätiger Tugend immer weniger, des menſchlichen Elends aber immer mehr werden müſſe: dies, o ihr Zeitgenoſſen, hat ſchon mancher weiſe Menſchenfreund tief und wehmüthig gefühlt; hat ſchon mancher laut geſagt, und die Beweiſe davon liegen (in den Sitten und Schriften Vieler) offen vor Augen!

Woher käme wohl ſonſt die ſo allgemeine Verachtung und Nichtbefolgung religiöſer, ſittlicher und bürgerlicher Geſetze? woher die Verwirrung dieſer Geſetze (nach Zeit und Orten ſo verſchieden)? die Vermiſchung der Stände, die (in Hinſicht auf den Luxus) ſo groß iſt, daß keiner mehr auf ſeinem eigenthümlichen Platze ſteht? woher die unbeſtimmten Gränzen zwiſchen Obrigkeit und Unterthan, und woher endlich in manchen Reichen die deſpotiſchen Handlungsweiſen der Erſtern, und die

Trägheit der Letztern, ihre Verfaſſungen zu beſſern?? Wie lange dieſer Zuſtand dauern wird, iſt nicht abzuſehen. Sollte es aber durch Luxus, Sittenloſigkeit, übertriebene Verfeinerung, ſchlimmer damit werden; und ſollte die Menſchenkraft immer noch mehr abnehmen (wie die Erfahrung ſpricht von mancher Vorzeit), ſo werden ſich unſere entnervten Staaten vielleicht nur noch ſo lange ſchläfrig fortwälzen, bis ein Stoß eindringender Nomaden aus dem rauhen Norden kommt (einmal waren ſie ſchon gegen den Druck aus Weſten da — es könnte künftig der Impuls aus Nordamerika kommen), welchem Stoße unſer verzärteltes Geſchlecht nicht widerſtehen wird; welcher Stoß dieſe Staaten zertrümmert, und unſerer Aufklärung ein Ende macht! — Soll nun unſer Geſchlecht wenigſtens zu einiger beſſern Verfaſſung gelangen, und ſoll etwas allgemein Nützliches bewirkt werden, ſo iſt kein anderes Mittel hiezu, als häusliche und öffentliche Erziehung; doch nicht jene, die nur gelehrte Vielwiſſer bildet, ſondern die den Verſtand und das Herz des Menſchen zugleich aufklärt, ihm ſeine wahre Beſtimmung zeigt, nämlich ihn (wie es das Evangelium am beſten ſagt) für Zeit und Ewigkeit brauchbar macht. Alle Schilderungen unſerer Uebel, alle Predigten und Sentenzen machen nur unglücklicher, ſchuldvoller, wenn man den Menſchen keine

Beſſerungsmittel vorzeigt, ihnen keinen Erſatz für das Verlorne, Geraubte gibt: beides kann nur Religion und Erziehung leiſten.

Auch Tugend iſt gewiſſermaßen inſtinktartig — unſerm Weſen tief eingepflanzt, und braucht nur geweckt und geleitet zu werden. Wie die Menſchen jetzt blinden Trieben nachhängen, weil ihrem Intereſſe dadurch geſchmeichelt wird, und ihre Leidenſchaften in Gewohnheiten ausgeartet ſind; ſo werden ſie auch tugendhaft handeln, ſobald man ſie zu ihrem wahren Vortheil hinleitet (zur Pflichterfüllung und einem frommen, nützlichen Leben); und wenn man ihnen die Tugend wünſchenswerth, liebenswürdig, nothwendig durch Beiſpiele macht; wenn man ihre Vernunft aufklärt, daß ſie nicht als Maſchinen handeln, und ihnen Enthuſiasmus für's Gute einhaucht. Wie geſagt, nur Religion und Erziehung kann dies bewirken! Beſonders muß die Erziehung ſich bemühen, die Zahl der Selbſtſüchtigen (Egoiſten) zu mindern, und den Menſchen geſellig zu bilden; ſie muß Liebe, Wohlwollen, Thätigkeit ſo in die Natur des Menſchen verweben, daß es ihm unmöglich wird, anders als nach ihren Geſetzen zu handeln; ein Band, das bisher viele einzelne Menſchen, Familien und Staaten noch zu wenig knüpfte; das

reinſte, edelſte Band — Philantropie und Duldung! Dieſes muß — wie es ſchon im Geiſte des ächten Chriſtenthumes liegt — aus dem ganzen Menſchengeſchlechte eine Familie machen; das ſelbſtſüchtige Privat-Intereſſe muß ſchwinden, und das Wohl Aller jedes Individuum beſeelen! — Noch ſind wir freilich nicht, überhaupt genommen, an dieſer glücklichen Epoche; aber ſie reifet dennoch ſichtbar heran. Schon haben wir die Vortheile über die alten Staaten, daß die unſerigen nicht mehr (an Sitten und Grundſätzen) ſo getrennt ſind. Durch Religion, Aehnlichkeit der Sitten, Wiſſenſchaften, Handel ſind die Völker von Europa größtentheils in nähere Verbindungen getreten, und haben ſelbſt auf andere Welttheile ihren Einfluß behauptet. Nationalſtolz, verkehrter Patriotismus, Religionshaß (nur hin und wieder ſpukt dieſer Kobold noch) mindern ſich zuſehends. Kein Staat unter ihnen glaubt ſich mehr befugt, ſeinen Vortheil durch Zerſtörung des andern zu befördern; die Beweggründe zu Trennungen, die Verſchiedenheit der Formen, ſchroffe Gebräuche in Sitten und Handlungen hören zum Theil auf. „Bei den beſten, vortrefflichſten Individuen — ſagt Garve — verliert ſich der (ſonſt ſcharf abſtechende) Nationalcharakter in den allgemeinen Charakter der Menſchheit; man bemerkt nun in dem Weiſen und Guten nicht mehr, daß er ein

Franzoſe, Teutſcher, Engländer ſey, ſondern erkennt nur (wenigſtens bei Vielen) daß er weiſe und gut iſt.“ — Eben ſo verhält es ſich in der Religion. Die alte Hyder der Intoleranz (die ſich nur noch hie und da in Tagsblättern zuweilen herumbeißt) verſchwindet allgemach; was Glaube trennt, muß Liebe im Handeln vereinen; gleichviel, ob wir mit einem Chriſten, Juden, Mahometaner oder Heiden zu thun haben. Wir mögen der Bibel, dem Koran, dem Zend-anveſt oder Schasda glauben, wenn wir nur menſchlich handeln, uns als Brüder einer Familie, als Kinder eines Vaters anſehen, und begreifen lernen, daß es beſſer ſey, uns vernünftig zu benehmen, als andächtig und lieblos zu ſchwärmen.

Wir folgen hierin den Geſetzen der Natur, wie ſie der Schöpfer ihr vorſchrieb, welche Aehnlichkeit, Annäherung ihrer vernünftigen Weſen zum Guten will; wir ſuchen uns von den Irrthümern zu reinigen, in die uns Leidenſchaften, Stolz, Neid, Habſucht, Geitz, Unmäßigkeit und Vorurtheile ſtürzen; wir ſehen immer mehr die Anſtöße (Collisionen) ein, die zwiſchen dem Ideal der reinen Menſchheit und unſerem gegenwärtigen Zuſtande liegen; daß nämlich, wo von der einen Seite ſo viele Liebe, Zuneigung, Schonung — von der andern

hingegen ſolcher Haß, Widerſtreit und Verfolgung herrſcht, noch große Fehler, Schwachheiten und Widerſprüche zu verbeſſern ſeyn; daß aber endlich eine ſolche Epoche kommen könne und müſſe, wo ein vollſtändiges Syſtem unſerer Pflichten, ein Syſtem der Liebe und Duldung, die Handlungen der Menſchen alſo leiten wird, daß ſie ſich nicht mehr verfolgen — daß Krieg und Tyrannei als vernunftwidrig angeſehen, und moraliſch unmöglich werden. Das Wann hierüber weiß nur Gott; aber das Wie — wie wir dahin gelangen? dies könnten wir angeben; durch alles in der Welt, nur nicht durch gewaltſame Mittel! Nichts iſt unſicherer als Zwang; und nichts iſt lächerlicher, als die Meinung jener Weltreformatoren und unreifen Staatsklügler, die da glauben, die Beſſerung läge blos in der Umänderung der Formen; man dürfe aus einer Ariſtokratie nur eine Demokratie, aus einem deſpotiſchen Staat, nur eine Monarchie, und aus dieſer eine Republik machen, um ſie zu vervollkommnen. Läutert ſich dann eine unreine Maſſe, wenn man ihre Geſtalt, ihr Gefäß umbildet, oder geht vielmehr der Keim ihrer innern Fäulniß nicht auch in dieſe neue Geſtalt, in das neue Gefäß über? Was helfen Verfaſſungen, Geſetze, Vorkehrungen, ſo lang der ſittenloſe Zuſtand einer Nation ſie hindert, von

dieſen Einrichtungen und Theorien Gebrauch zu machen? Es liegt zwar auch wieder viel, ja oft das meiſte an Veränderung der Formen — denn mit ihnen ändern ſich gern die Geſinnungen der Menſchen: doch hüte man ſich nur vor dem raſchen Umändern! man erhalte die alten Formen, ſo lange ſie nur irgend brauchbar ſind (kräftige Eichbäume behalten lang ihr dürres Laub, bis das friſche es zur rechten Zeit abſtoßt) und man bereite erſt die Geiſter vor, ehe man neue einführt. Sklaven laſſen ſich Feſſeln anlegen; aber Meinungen werden durch keine deſpotiſchen Gebote verändert; auch entſpricht oft bei manchen Neuerungen der Erfolg keineswegs der Hoffnung, die man ſich anfänglich davon gemacht hatte. Die Sitten alſo muß man hauptſächlich beſſern, ohne dieſe wirken die beſten Geſetze nichts! „Es gibt wenig Geſetze (ſagt Montesquieu im Geiſt der Geſetze, 8. B. 9. Kap.) die an ſich nicht gut wären, ſo lang der Staat ſeine Grundſätze nicht verloren hat; und es iſt hier — wie Epikur ſich ausdrückt, wo er von den Reichthümern redet — nicht das Getränk, welches verdorben iſt, ſondern das Gefäß!" — —

Wie hat man ſich doch ſo lange bei der Frage verweilen können: welche Regierungsform die beſte ſey? Sie können alle gut und ſchlecht

ſeyn, je nachdem ſie auf Lokalumſtände paſſen; je nachdem ſie modificirt werden, und ihre Bürger gut, weiſe und thätig ſind. Gleichviel, ob es eine Monarchie oder Republik iſt, ob Einer oder Mehrere herrſchen; wenn nur die Tugend und Weisheit bei den Regierern und Regierten an der Spitze ſteht, und die Menſchen von dem Geiſte ihres wahren Vortheils beſeelt ſind: alsdann iſt die Form ihres Verbandes ziemlich einerlei. Tugend iſt die Seele eines Staats, und ſie nimmt ihre Stärke aus der heiligen Flamme der Religion; alles andere iſt nur ſein äußeres Gewand. Alſo keine neuen Regierungsformen, keine gewaltſamen Umwälzungen, nur Sittlichkeit, Bildung, Aufklärung befördern das gemeinſame Wohl. Lüftet den Boden, legt der ſittlichen Freiheit und Vernunft keine Feſſeln an, und es wird beſſer werden. Der Zweck eines Staates muß ſeyn: viele glückliche Familien zu bilden; das heißt, Menſchen, die jede Pflicht als Bürger, Verwandte, Freunde, Hausväter, Lehrer und Lehrlinge erfüllen, und ſich wahre Begriffe vom Zweck ihres Daſeyns zu machen verſtehen. Es iſt falſch, wenn Viele glauben, daß der Menſch nicht Herr ſeines Willens ſey, da doch ohne dieſe Kraft keine freie Entſchließung, keine Tugend möglich wäre, und alle unſere Handlungen nur Zwangserfolge ohne Verdienſt ſeyn würden; aber nur eine elende

Philoſophie der Wolluſt konnte ſolche Menſchen glauben machen, wir ſeyen blos hieher geſetzt, jedem dunklen Antriebe zu folgen! Zwar hängt alles Aeußere, Ehre, Reichthum, Anſehen, Macht, nie ganz von Menſchen ab; hierin iſt er oft Sklave eines blinden Schickſals, das heißt, eines verworrnen Laufes der Welt; aber Vernunft, Wille, Mäßigkeit, richtige Schätzung der Dinge iſt deſto mehr in ſeiner Gewalt, wenn er auf ſein Gewiſſen und auf die Grundſätze einer weiſen Erziehung aufmerkſam bleiben will. Er kann ſich ſeinen Himmel und ſeine Hölle ſchon hienieden ſchaffen, je nachdem er ſittlich gut, oder böſe handelt; er kann durch ernſtlichen Kampf und durch Gebet ſich von Leidenſchaften frei machen; kann durch eine Folge von Vernunftſchlüſſen, noch außer den Offenbarungsgründen, eine ſo richtige Idee von Gott, Schöpfung, und ſich ſelbſt erhalten, daß er ſein jetziges Leben nur als einen Punkt in der Reihe der unendlichen Beſtimmungen anſieht; daß ihm die moraliſche wie die phyſiſche Welt nach ewigen Geſetzen und Abſichten fortzuwandeln ſcheint, und er einſehen lernt, wie nur die Wahrheit die einzig richtige Kette der Dinge — folglich jeder ſeiner Mängel und Irrthümer ein iſolirtes Faktum, eine Lüge ſey, die ſtets den Geſetzen dieſer Wahrheit widerſtrebe, mithin abgeändert

werden müſſe; er lernt endlich einſehen, daß Leiden nur eine Wirkung ſeiner Beſchränktheit hienieden, alſo ihm nothwendig ſey, aber in Rückſicht auf Gott kein Schmerz exiſtire. —

Gott, als das vollkommenſte Weſen, ohne Mangel, ohne Einſchränkung, ohne Raum und Zeit (weil Raum und Zeit alles beſchränken) läßt ſich nicht leidend denken, weder in ſich, noch in ſeinen Werken; dieſe Werke, beſonders in Hinſicht auf die Menſchen, mußte er ſich ähnlich, das heißt, nach ſeiner vollkommenſten Vorſtellung, ſchaffen. Er ſchuf alſo Weſen ins Unendliche, die ſelbſtſtändig, und zugleich in einander wirkend wären. Die plaſtiſchen (mit Bildungskraft verſehenen) Naturen ſind eben ſo viele Triebräder dieſer großen, nie ſtillſtehenden Lebensuhr. Pflanzen, Thiere, Menſchen, Erden, Sonnen und Planeten, ſind alles zuſammen Saiten dieſer himmliſchen Modulation; ſind Stimmen eines Chors, Töne voll des reinſten (wenn gleich nicht von Allen begriffenen) Wohllauts, die ächte Harmonie der Sphären! In ſo fern ſie ihre Veränderungen ſelbſt hervorbringen, ſind ſie handelnd; aber dieſe Veränderungen müſſen mit jenen der andern Theile zuſammenſtimmen, ein Theil muß in den andern wirken, und hierin ſind ſie leidend; aber nicht blos leidend — denn indem

ſie leiden, handeln ſie auch. In der von Gott in der Natur eingerichteten Haushaltung iſt nichts einſeitiges, mangelhaftes, wenn es auch unſern beſchränkten Sinnen ſo ſcheinen möchte; alles iſt in einander wirkend, für einander beſtimmt, zu einander ſtrebend; keine Urſache ohne Wirkung, keine Wirkung ohne Einfluß auf das Univerſum. Es iſt alſo kein Uebel ohne gute Folge (es trägt den Keim der Aenderung, Beſſerung in ſich), keine Pein ohne Vergeltung (die leidende Tugend hat zur Vergeltung Gott und ein reines Bewußtſeyn); alſo iſt in Rückſicht des Ganzen weder eigentlicher Mangel, noch Schmerz, ſondern — wenn wir die Sache recht betrachten — lauter Schönheit, Ordnung, Vollkommenheit vorhanden, weil ja ſonſt dieſes unüberſehbare Ganze nie ſo lange hätte beſtehen können! aller Mangel liegt nur in unſerer Beſchränktheit von Anſicht; alles erſcheinende Uebel verſchwände, wenn wir das Vermögen hätten, jede Erſcheinung in der Welt im Zuſammenhange mit dem Ganzen zu betrachten. Derjenige, der beweiſen wollte, daß wirkliches Uebel vorhanden iſt (weil wir einzelne Unvollkommenheiten, Schmerzen und Thränen in der Natur erblicken), müßte darthun, daß dieſes Uebel es allzeit für alle Weſen, in allen Abſtufungen (Modifikationen) ſey; daß alſo Gott die vollkommenſte Welt nicht ſchaffen wollte,

noch konnte, mithin kein unendlich weiſes Weſen ſey — und wer wollte dieſen Beweis führen? Welch ein Troſt nun, welch ein erhabener Gedanke, ſich dieſe gänzliche Abweſenheit des Uebels zu denken! — Aber ſolches vermögen wir nur in Hinſicht auf Gott und das ganze All: denn in den einzelnen Theilen erinnern uns von allen Seiten Mängel und Bedürfniſſe, daß das Uebel vorhanden ſey, und daß der Reinſte hienieden einſt gebeten hatte, es möchte der Leidensbecher ihm vorüber gehen!! —

Doch, wenn auch ſelbſt dieſes gegenwärtige Widrige nur Täuſchung, und das anſcheinende Uebel nur eine nothwendige Einſchränkung des geſchaffenen Weſens wäre? Und ſo iſt es auch; denn Gott konnte — ohne etwa ſich ſelbſt wieder hervorzubringen — doch nur eine ihm ähnliche, keine ihm gleiche Welt ſchaffen; alſo nur Weſen, die nach ihm ſtrebten, und deren Vollkommenheit nur ihrer endlichen beſchränkten Natur gemäß wäre? wenn gleichwohl den vernünftigen Weſen zu ihrer Vollkommenheit der höchſte Sporn von Gottähnlichkeit gegeben wird! Alſo nur vollkommenheitsfähige (perfectible), und zwar keine augenblicklichen (momentanen), ſondern nach und nach zur Vollkommenheit ſchreitende Weſen (ſucceſſive Perfectibili-

tät), ſind die Menſchen, deren Grundgeſetz Entwickelung, Ausgang aus einem Zuſtand in den andern, aber in keinen ſchlimmern iſt; denn Gott kann das Schlimmere nicht wollen, ſondern ſtufenweiſe Erhöhung, phyſiſche und ſittliche Veredlung. Die anſcheinende Unvolikommenheit, das anſcheinende Leiden eines Dinges iſt alſo ſtatt Mangel, oft die größte Vollkommenheit, deren es jetzt fähig iſt; es iſt (wie das Kreuztragen nach chriſtlichen Anſichten) eine höhere Stufe zur Vollendung. Nur uns erſcheint es als Mangel, weil wir dieſes Ding iſolirt, das heißt, außer ſeinem Verhältniß und Zuſammenhange mit dem Allgemeinen ſehen; weil wir nicht begreifen, wie die Gegenwart in dem Vergangenen, die Zukunft in der Gegenwart liegt; denn auch der große Leibnitz ſagt in ſeiner Theodicee: „Die gegenwärtige Zeit iſt von der Zukunft ſchwanger!“ —

Wie nothwendig iſt alſo das Uebel! denn wir leiden nur, weil wir beſchränkt ſind; und wir ſind beſchränkt, weil wir nicht Gott ſind. Aber dieſes Uebel ſelbſt trägt zu unſerer Vollkommenheit bei; ohne Leiden, ohne Bedürfniſſe wäre die Hälfte unſerer Glückſeligkeit nichts. Leiden macht uns zum Genuße, zur Werthſchätzung der Freuden, gerade durch ihren öftern Mangel, fähig! Ohne

Arbeit fühlten wir nicht das Süße der Ruhe, ohne Hunger ſchmeckten uns keine Speiſen, ohne Durſt kein Trank, ohne Ermattung nicht der erquickende Schlaf; ja wir dürfen hinzuſetzen, ohne Armuth fehlte bei Vielen der Stachel zur Thätigkeit. Unſer Leben wäre ohne Anregungen ein bewußtloſer Traum! Wo bleiben in der menſchlichen Geſellſchaft nützliche Thätigkeit, Mitleid, Bruderliebe, und die edelſten Tugenden, die nur durch Leiden zu ihrer Reife kommen? O, wer möchte ein ſolches Leben! Gib uns Schöpfer, unauslöſchlichen Trieb nach Vollkommenheit, und laß uns durch Leiden und Prüfungen immer beſſer werden! — Wenn wir endlich erwägen, wie viele Leiden ſich der Menſch ſelber ſchafft; wie ſeine Leidenſchaften ihn immer mehr von der Glückſeligkeit entfernen, indem er außer ſich ſucht, was er in ſich ſelbſt hat, und wie er doch verwegen genug iſt, Gott den Urheber ſeines Unglücks zu nennen; wenn er mitten in dieſer, doch auch ſchönen Welt wandelt, ohne ihre Ordnung zu fühlen, ohne vom lebhafteſten Dankgefühl für ihren Schöpfer zu glühen — — ſo iſt er wohl mehr zu bedauern als zu verachten, da nicht ſowohl ſeine Vernunft hieran Schuld hat, als ſeine bösartigen Neigungen und Triebe, die, weil er ſie nicht zeitig genug einſchränkte, und bekämpfte, ſeine Vernunft verdunkeln, und ihn von der wahren Anſicht entfernen.

Tröſte dich alſo, armes, kummervolles Herz! Klagt aber, ihr Leidenden, um eines kleinen, vorübergehenden Uebels wegen nicht Schöpfer und Vorſehung an! Euer Blick iſt kurzſichtig! euer Leben ein Augenblick! eure Gaben und Geſchicke kommen von dem, der mit einem Winke Welten hervorrief! Steht ihr nicht unter ſeiner Leitung? Gab er euch nicht, was ihr bedürfet? das Nothwendige, und die Kraft zu leiden, zu entbehren?? Harret euer nicht eine höhere, vergeltende Zukunft? Mäßigt demnach eure Begierden, reinigt euern Willen, kläret euern Verſtand auf, und es werden ſich eure Leiden mindern. Ihr werdet dann Wohlthat und Güte da ahnen, wo ihr ſonſt Uebles ſahet; ihr werdet willig leiden; werdet euch glücklich preiſen, durch Leiden das Wohl des Ganzen zu befördern. Moraliſche Uebel werden euch nothwendige Erſcheinungen nach den ſittlichen Geſetzen ſeyn, ſo wie Stürme, Erdbeben, Waſſerfluthen es im Laufe der phyſiſchen Welt ſind! — Nur der Geiſt iſt ewig, alles Andere wandelbar; die Materie, der rohere Erdſtoff, iſt jedem Wechſel unterworfen. Zwar geht kein Stäubchen in der weiten Schöpfung ganz verloren; aber die Formen ändern ſich. Die mit einer bildenden Kraft (Plaſtik) verſehene Natur iſt eine fortwährende Wiedererneuerung (Palingeneſie, Wiedergeburt); und der Tod

hienieden nur das Scheidungsmittel, deſſen ſie ſich bedient, um ihre Formen zu verändern und zu veredeln. Was hätte alſo der Tod an ſich Schreckbares, denn nur eine augenblickliche widrige Geſtalt? Er iſt vielmehr, recht genommen, der wünſchenswertheſte Zuſtand eines ſittlichen geiſtigen Weſens; denn er nähert es ſeiner Vollendung. Sterben heißt übergehen ins eigentliche Leben; und Leben in dem hierortigen Zuſtande ſteter Abwechslungen iſt vielmehr Tod. Nach dieſem Leben werden hinter uns Geſchöpfe noch zu Tauſenden ſterben, um wieder verjüngt zu werden! —

Ich weiß alſo — ſo darf ſich jeder Menſch ſagen — daß ich hieher geſetzt bin, um einem beſſern Zuſtande entgegen zu reifen; ich weiß, daß es bei allem Leiden hienieden doch nie am Guten mangelt; daß ſelbſt Uebel ein Gut iſt (wie wir oben geſehen), und daß — wenn auch gleich meine jetzige Kurzſichtigkeit es nicht faſſen kann — ich doch einſehe, wie dieſer Zuſtand, ſo übel er auch ſeyn mag, der möglichſt gute in dieſem Verhältniß ſey. Ich fühle lebhaft, meine Beſtimmung hienieden ſey — nach Wahrheit zu ſtreben, das ſittlich Schöne zu lieben, das Gute zu wollen, das Beſte wie möglich zu thun, Gott anzubeten, wohlthätig und duldend zu ſeyn; (wie dieſes

zum Theil Mendelſohns Worte in den Anmerkungen zu Abbts Briefwechſel ſind). Ferner weiß ich, daß ich als ein beſchränktes Weſen hienieden mir niemals ſchmeicheln kann, bei allem guten Willen alle Schwächen abzulegen; denn ich werde auch da oft leiden, um Andere glücklich zu machen (weil das Gute ſich oft ſchwer übet, und öfters Undank einärntet); ich werde Thorheiten beginnen, wo ich weiſe zu ſeyn glaubte; werde nie ganz die Urſachen des anſcheinenden Uebels erfahren, noch die höchſte Vollkommenheit, das höchſte Glück, den höchſten Verſtand erreichen: aber meine Vernunft wird ſich reinigen, klären; ich werde mehr geben als nehmen, und dadurch immer thätiger werden. Iſt nun dieſes mein Beruf, ſo iſt es der aller Menſchen — des Kindes ſo gut, als des Greiſes; des Wilden wie des Geſitteten, des Einfältigen wie des Böſen: alle Menſchen müſſen ſich vervollkommnen und höher ſteigen, und zwar weniger nach zufälligen Gaben, nach Talenten, Temperamentstugenden und Geiſtesfähigkeiten, als nach Ausbildung ihres Herzens; nach dem einzig allgemein anerkannten wahren Verdienſt des Menſchen, dem reinen guten Willen. Und ſo wird der Menſch nicht allein höher ſteigen, ſo werden auch alle geiſtigen Myriaden, als Gottes Saat, ihrer Vollendung entgegen reifen: ein

reicher Chor, den Gottes Hand durch die Ewigkeit hin zur reinſten Harmonie leitet!

Wie, und durch welche Gefilde unſere Bahn fortläuft; durch welche Mittel Gott den Stein ſowohl als die Pflanze, das Thier und den Menſchen läutert und veredelt; was er mit den verſchiedenen Menſchenklaſſen (den halbthieriſchen Peſcherás, Otaheiten, und andern rohen Menſchenſtämmen) beginnt, die ſich von ihm hienieden nie einen Begriff machen konnten; zu welchen Zwecken er die unreifen Seelen der kurz nach ihrer Geburt verſtorbenen Kinder beſtimmt; was aus den hier unvollendeten Geſitteten und Wilden wird?? kurz, wie und wo die Millionen Seelen armer Negerſklaven, und ſonſtiger gleichſam zum Leiden Gebornen ihre Belohnung erhalten?? Weſſen Blick wollte das durchſchauen? — Wir haben nur Sinn für unſere jetzigen Verhältniſſe: wäre uns die Erkenntniß des Künftigen beförderlich oder nothwendig, ſo hätte ſie uns der Schöpfer gegeben. Hinweg alſo mit den eitlen Fragen! Wir ſind wahrlich nicht hieher geſetzt, die Schöpfung, wie ſie iſt, zu meiſtern, zu richten; nein, wir ſind da, unſer Daſeyn beſcheiden und dankbar zu genießen; unſern Nebenmenſchen als Mitbrüdern thätig zu dienen; das Schickſal, oder unvermeidliche Loos, duldend zu tragen, fröhlich bei einem

guten Gewiſſen zu ſeyn, und zu arbeiten! So will es unſere hieſige Beſtimmung! — Darum alſo:

— Weil das Schickſal dich trägt, ſo trage du wieder das Schickſal;
Folg' ihm willig und gern; willſt du nicht folgen, du mußt! —

Einige Verlagsbücher

der

Schwan- und Götziſchen Hofbuchhandlung

in Mannheim.

Von 1827 bis 1830.

Athenais, Trauerſpiel in 5 Akt. (von Frz. Frhrn. von Keller-Schleidheim.) gr. 12. 1827. 1 fl. 30 kr. — 20 gr.

Blößen der proteſtantiſchen Theologie. Ein nothwendiger Präliminarunterricht, für Alle die ſich dem Studium der Theologie widmen, von einem Antiſupranaturaliſten in Heidelberg. gr. 8. 1829. 4 fl. 30 kr. — 2 Rthl. 12 gr.

Brentano, Papiere aus dem Nachlaß eines Dorfſchulmeiſters. Zweite Aufl. 8. 1828. 1 fl. 48 kr. — 1 Rthl.

Confirmandenbüchlein für die Jugend evangeliſch-proteſtantiſcher Gemeinden von Dr. Ph. Karbach, Stadtpfarrer in Mannheim gr. 12. 1829. 30 kr. — 8 gr.

Drais, Frhr. von, Gemälde aus dem Leben und Wirken Karl Friedrichs, Großherzogs von Baden. gr. 8. 1829. 2 fl. 24 kr. — 1 Rthl. 8 gr.

Frank, J. P., Grundſätze über die Behandlung der Krankheiten des Menſchen zu academiſchen Vorleſungen beſtimmt. Aus dem Lateiniſchen. 1ſter Band (von den Fiebern) 5ter und 6ter Band (von den Ausflüſſen). Neue verbeſſerte Ausgabe. gr. 8. 1829. 4 fl. 40 kr. — 3 Rthl. 3 gr.

Gebauer, A., Blumenſtücke aus der Natur und dem Menſchenleben. Ein Geſchenk für Frauen. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1827. 2 fl. — 1 Rthl. 4 gr.

Guide, nouveau, dans le jardin de Schwezingen. Avec huit vues, dessinées par Kunz et Zeyher, gravées par Jury, Schnell et Veith, et un plan conducteur pour le jardin. Par Zeyher, conseiller intime de la cour et directeur du jardin. gr. 8. 2 fl. 42 kr. — 1 Rthl. 12 gr.

Oſtens Myſtenſchule, ein pittoreskes Lehrgedicht über Weisheit und Thorheit im Geiſte des hohen Alterthums. Mit Commentarien und 1 Titelkupfer. Neue Ausgabe gr. 8. 1828. 2 fl. 45 kr. — 1 Rthl. 18 gr.

St. Pierre, Bernardin de, geſammelte Erzählungen. Erſtes Bändchen. Aus dem Franzöſiſchen von Frhrn. von Keller. Mit 1 Titelkupfer. Auch unter dem Titel: Paul und Virginie. Ein Naturgemälde aus der ſüdindiſchen Welt. gr. 12. 1829. 1 fl. 48 kr. — 1 Rthl.

Deſſen zweites Bändchen: Arkadien, die indiſche Hütte. gr. 12. 1830. 1 fl. 48 kr. — 1 Rthl.

Paley, W., eines engliſchen Philoſophen, Theologie der Natur. In's Franzöſiſche übertragen durch K. Pictet aus Genf; aus dieſem ins Teutſche überſetzt, in Form eines Lehrbuchs eingerichtet und mit einer überblickenden Inhaltsanzeige verſehen (von Frhrn. von Keller). gr. 8. 1828. 3 fl. — 2 Rthl.

Religion, die. Ein Gemälde in 6 Geſängen, frei nach Racine bearbeitet. Mit erklärenden Anmerkungen (von Frhrn. von Keller). gr. 8. broch. 1822. 2te Auflage 1826. 3 fl. — 2 Rthl.

Ruſt, J. Dr., Philoſophie und Chriſtenthum oder Wiſſen und Glauben. gr. 8. 1825. 2 fl. 24 kr. — 1 Rthl. 12 gr.

Ueber die Anſprüche der Krone Bayern an Landestheile des Großherzogthums Baden. Eine ſtaatsrechtliche Erörterung mit 5 Beilagen. Zweite Auflage. gr. 8. 1828. 36 kr. — 10 gr.

Verſuch einer Anleitung zur mathematiſchen Lehrart in der Theologie. Von einem Antiſupranaturaliſten in Heidelberg. gr. 8. 1829. 48 kr. — 12 gr.

Vues, huit, et Plan du jardin de Schwezingen, dessinés par Kunz et Zeyher, gravés par Jury, Schnell et Veith, et publiés par Zeyher, directeur du Jardin. Avec un texte descriptif. gr. 4. et en portefeuille. 4 fl. 30 kr. — 3 Rthlr.

Weller, Frhr. von, Freiherr Karl von Zyllnhardt in ſeinem Leben und Wirken dargeſtellt. gr. 8 1828. 24 kr. — 6 gr.

Zeyher und J. G. Rieger, Schwetzingen und ſeine Gartenanlagen. Mit 8 von Schnell, Jury und Veith geſtochenen Anſichten und einem Plane des Gartens. Neue Ausgabe. 8. 1829. 4 fl. 20 kr. — 3 Rthl.

Daſſelbe Buch mit einem Anhange, das Roſenfeſt am Pfingſtmontage in Schwetzingen, Natur- und Sittengemälde aus der Rheinpfalz enthaltend. 8. 1829. 5 fl. — 3 Rthl. 8 gr.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Karl Theodor

Betrachtungen über die leidende Kraft des Menschen

Mannheim 1830

Anthr. 22 x

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255034-5